6/1970 • 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN

ARMEE Rundschau

FREE
boerse.bz
DOWNLOAD
FREE

Unterfeldwebel Stoye meint:
Ich fühle mich meinen Soldaten geistig unterlegen.
Ich glaube, es ist besser, wenn ich ein Entlassungsgesuch einreiche.

Jugendfreund Kolbe fragt:
Wie kann ich erreichen, meine zivilberuflichen Kenntnisse auch im Armeedienst weiterzubilden, damit ich später den Nutzen davon habe?

Oberst Richter antwortet

Ich glaube, über diesen Punkt sind wir uns schnell einig. Hier geht das gesamtgesellschaftliche Interesse vor. Deshalb entscheiden über Einsatz vor allem die Belange der Armee. Aber auch bei Soldaten auf Zeit sind die Dinge noch recht kompliziert, obwohl es da gelingt, in vielen Fällen eine annähernde Übereinstimmung herzustellen.

Der Schutz der Heimat fordert von der Jugend viel Einsicht, persönliche Opfer und von den Betrieben eine ständige feste Verbindung zu ihren aktiven Soldaten sowie zusätzliche Weiterbildungsmaßnahmen nach ihrem Ehrendienst, wie sie in der Förderungsverordnung festgelegt sind.

Ich kann meine Antwort aber nicht abschließen, ohne auf die einfache und tausendfach bestätigte Erfahrung hinzuweisen, daß der größte Nutzen des Wehrdienstes für jeden einzelnen wie für die Gesellschaft in der aktiven Sicherung des Sozialismus durch vorbildliche Erfüllung der Dienstpflichten besteht. Wer könnte wohl bestreiten, daß eine gesicherte friedliche Perspektive die besten Berufsaussichten bietet; vor allem, wenn sie mit der durch den Armeedienst erworbenen größeren Lebenstüchtigkeit angereichert ist?

Ihr Oberst Richter

Ich glaube das nicht. Sie sind Berufssoldat und erwähnen, daß Ihre Genossen alle den 10-Klassen-Abschluß vorweisen können, den Sie (noch) nicht besitzen. Sie haben Bedenken, als Vorbild anerkannt zu werden, weil es vielleicht in Mathe oder Deutsch nicht immer so hinhaut, und meinen nun, diesem Dilemma entrinnen zu können, indem Sie die Versetzung in die Reserve beantragen.

Aber diese „Flucht" bringt Sie keineswegs weiter. Im zivilen Bereich werden Sie denselben Problemen gegenüberstehen, denn auch dort steigen die Anforderungen, auch dort wird heute mehr verlangt, als es gestern noch der Fall war. Den Forderungen nach höherer Bildung kann sich keiner entziehen.

Es gibt einen Ausweg: sich auf den Hosenboden setzen, um Versäumtes nachzuholen, Willen und Energie aufbringen, um das Niveau der anderen zu erreichen. Lassen Sie sich bitte von Logarithmen, russischen Vokabeln und Lehrsätzen der Mechanik nicht abschrecken. Stellen Sie sich ein Bildungsziel und seien Sie ehrgeizig genug, es nicht aus den Augen zu lassen. Ich bin gewiß, daß Ihre Kameraden Sie bei dieser schwierigen Aufgabe unterstützen werden.

Jeder Lernprozeß hat zwei Seiten: die Pflicht des einzelnen, nach höherer Qualifikation zu streben sowie die Pflicht der Gesellschaft, dieses Verlangen zweckmäßig und sinnvoll zu unterstützen. Seit Jahren organisiert die NVA allgemeine Grundlagenlehrgänge, in denen unsere Berufsunteroffiziere die 10. Klasse in vier Hauptfächern abschließen. Viele Ihrer gleichaltrigen Genossen haben dankbar davon Gebrauch gemacht und sich neues Wissen angeeignet. Eifern Sie ihnen nach. Wenden Sie sich vertrauensvoll an Ihren Kommandeur, der über die Delegierung entscheiden wird.

Lenin machte den Komsomolzen der zwanziger Jahre klar, daß die Aufgabe der Jugend darin besteht, zu lernen. Dieser Hinweis gilt erst recht für die jungen Sozialisten im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution. Sie haben die Unteroffiziersschule mit der Note 1,4 beendet. Sollte Ihnen das nicht Ansporn sein und Mut machen, auch die Hürde eines 10-Klassen-Abschlusses zu nehmen?

Das möchten viele. Und das ist verständlich, vor allem, wenn es auch mit einem Nutzen für die Armee begründet wird. Doch den Wunsch des einzelnen mit den Erfordernissen der Landesverteidigung in jedem Falle in Übereinstimmung zu bringen, ist unmöglich. Vor allem bei den Wehrpflichtigen des Grundwehrdienstes.

Maßarbeit am Steuerknüppel

Instrumentenflüge mit verhängter Kabine gehören zu jeder fliegerischen Ausbildung. Das gilt auch für die Hubschrauberbesatzungen der Volksmarine, die ihre Gefechtsaufgaben hauptsächlich über dem Meer lösen müssen, wo es keine festen Orientierungspunkte und oft keine gute Sicht gibt. Das verlangt von diesen Genossen hohes fliegerisches und auch maritimes Können. Manfred Uhlenhut (Foto) und Unteroffizier d. R. Dieter Jordan (Text) begleiteten eine Hubschrauberbesatzung bei einem Übungsflug.

Auf einem Feldflugplatz nahe der Ostseeküste. Die Hubschrauberbesatzung von Oberleutnant Frank Köhler ist vor ihrer Mi-4 angetreten. Sie erhält den Auftrag, einen Kurier auf einem Schiff abzusetzen.

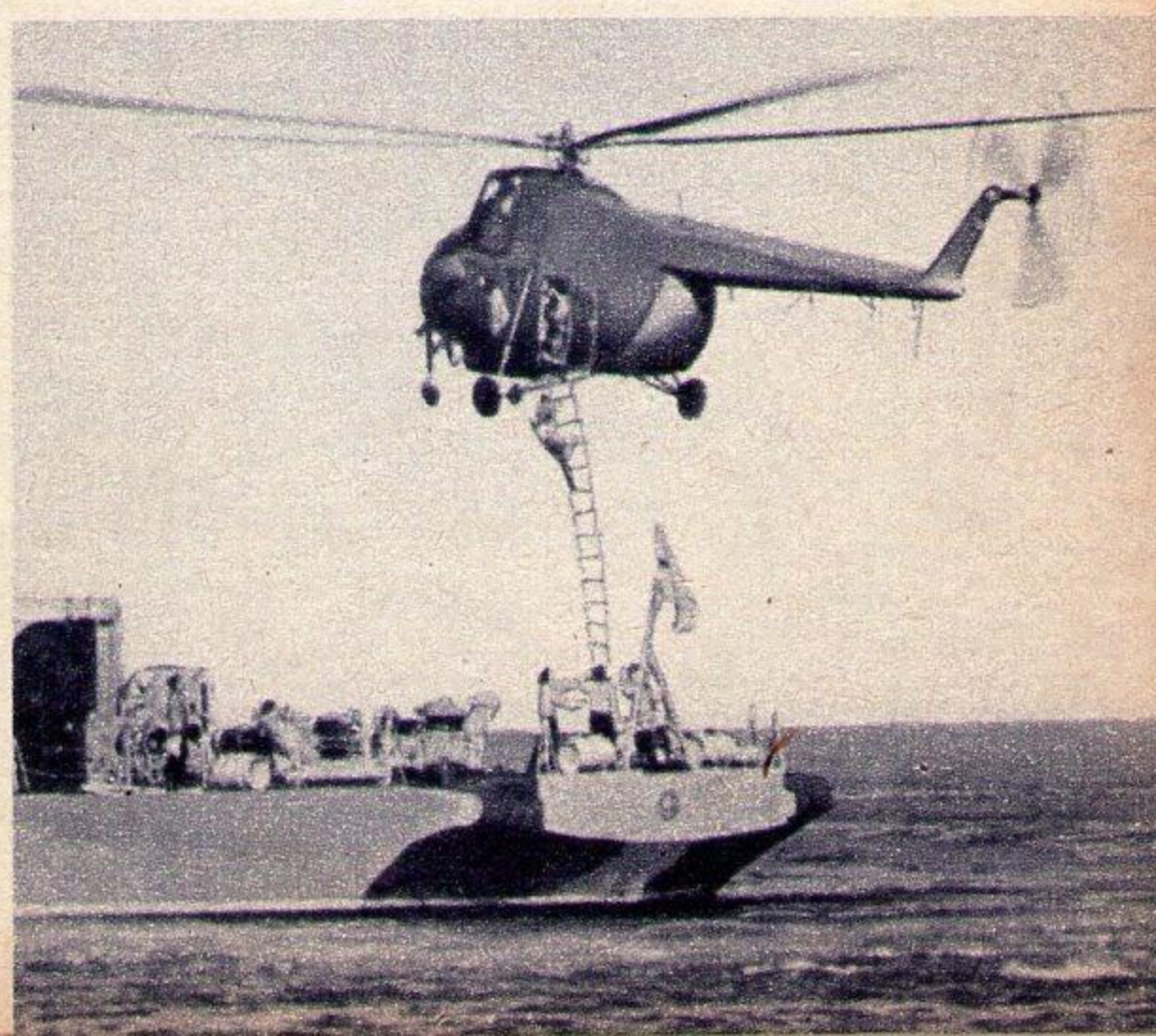
Oberleutnant Köhler, Leutnant Stöckigt und Obermeister Mülling haben keine Fragen. Übungsaufgabe verstanden. Als versierte Marineflieger nehmen sie solch einen schwierigen Auftrag nicht zum erstenmal entgegen.

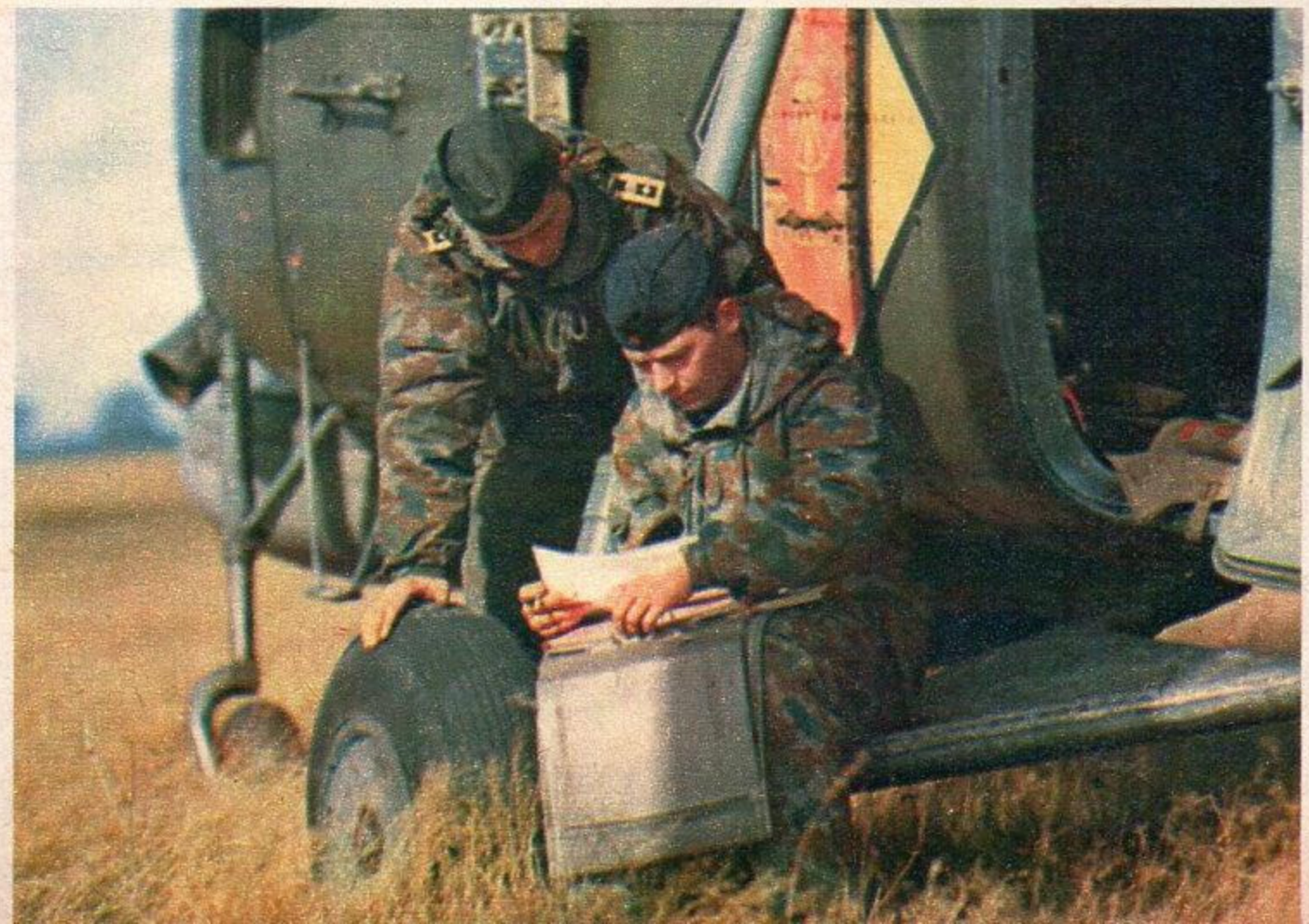
Bordmechaniker Obermeister Mülling und Maat Schröter haben die Maschine startklar gemacht. Sorgfältig überprüfen sie nochmal das Sicherungsseil und die Strickleiter, auf der der Kurier absteigen soll. Nach der Besatzung und dem Kurier klettern auch wir in die Maschine. Dann wird das Triebwerk angelassen. Die langen

Blätter der rotierenden Tragschraube durchschneiden die Luft wie blitzende Säbel.
„Ahorn, Ahorn, hier Auto . . .“ Die gewöhnlich ruhige, fast gemächliche Stimme von Oberleutnant Köhler klingt jetzt hart, fest. Seine sonst heiter funkelnden Augen blicken ernst, sachlich. Der Flugleiter erteilt Starterlaubnis.
Wir heben uns von der Erde ab. Zwei, drei Meter, dann zieht Genosse Köhler den Gassteigungshebel. Die Maschine neigt sich nach vorn, gewinnt Höhe und Geschwindigkeit.
Verhaltene Freude liegt auf dem Gesicht von Oberleutnant Köhler, der den Steuerknüppel in der Hand hält und auf die Instrumente sieht. Man spürt seine innere Begeisterung für diese Arbeit. Schon seit seiner Kindheit schwärmt er für die Fliegerei. Wie freute er sich, als er zur Jugendweihe bei einem Rundflug erstmals die Erde aus der Höhe betrachten konnte. Das spornte ihn an, sich später bei den Segelfliegern der GST gründliche Kenntnisse im Flugwesen anzueignen. Jagdflieger wollte er werden, eine MiG fliegen. Doch daraus wurde nichts. Die Ärzte hielten ihn aus gesundheitlichen Gründen für Flüge im Überschallbereich nicht geeignet. Sie sind streng, müssen es sein. Das leuchtete Frank Köhler ein, so schwer es ihm auch fiel, seinen lange gehegten Wunsch aufzugeben. So meldete er sich dennoch zu den Luftstreitkräften. Er wurde Transportflieger und kam in eine Hubschraubereinheit der Volksmarine.
Bald erkannte Frank Köhler, daß auch ein Marineflieger ganzes Herz und klaren Verstand braucht. Er fand Freude an seiner Arbeit. Mut Ausdauer, gutes Reaktionsvermögen, das konnte er hier mehr als genug beweisen. Das Ausbildungsprogramm ist sehr vielseitig: Seenotrettung, Aufklärung, U-Boot-Jagd, Bergung von Lasten — jede Aufgabe erfordert eine spezielle Vorbereitung. Dazu verlangt das Fliegen über dem Meer neben maritimen auch besondere fliegerische Kenntnisse und Fähigkeiten. Variablere aerodynamische Verhältnisse, unterschiedliche Luftströmungen, rasche Wetteränderungen, plötzlich auftauchende Hochnebel, schwierigere Orientierung — all das macht es mehr als über Land notwendig, nur nach Instrumenten fliegen zu können .
Frank Köhler entwickelte sich zu einem der besten Hubschrauberführer. Wegen seiner ausgezeichneten Arbeit wurde er vor drei Jahren zum Kettenkommandeur ernannt. Seine Kette errang bereits mehrfach den Bestentitel. Inzwischen erwarb er auch die Berechtigung, als Fluglehrer zu arbeiten. Nun bildet er selbst junge Hubschrauberführer aus und übermittelt ihnen seine reichen Erfahrungen.
Indessen haben wir die Küste überflogen. Unter uns wogt das Meer. Am Horizont trifft es sich, wie mit einer Schnur gezogen, mit dem sommerlich blauen Himmel.
Ich blättere in meinem Notizheft: Aufzeichnungen von Gesprächen, die ich mit einigen Genossen geführt hatte. Es sind spärliche Notizen. Die Hubschrauberführer machen keine großen Worte über ihre Arbeit

Schiffbrüchige können bei 15° Wassertemperatur infolge Unterkühlung und Entkräftung schon nach zwei Stunden bewußtlos werden. Die Hubschrauberbesatzungen müssen also schnell und entschlossen handeln, um sie erfolgreich bergen zu können. Regelmäßiges Training derartiger Flüge gehört daher neben vielen anderen Spezialaufgaben ständig zu ihrem Ausbildungsprogramm.
◀ Hubschrauberführer Oberleutnant Frank Köhler.

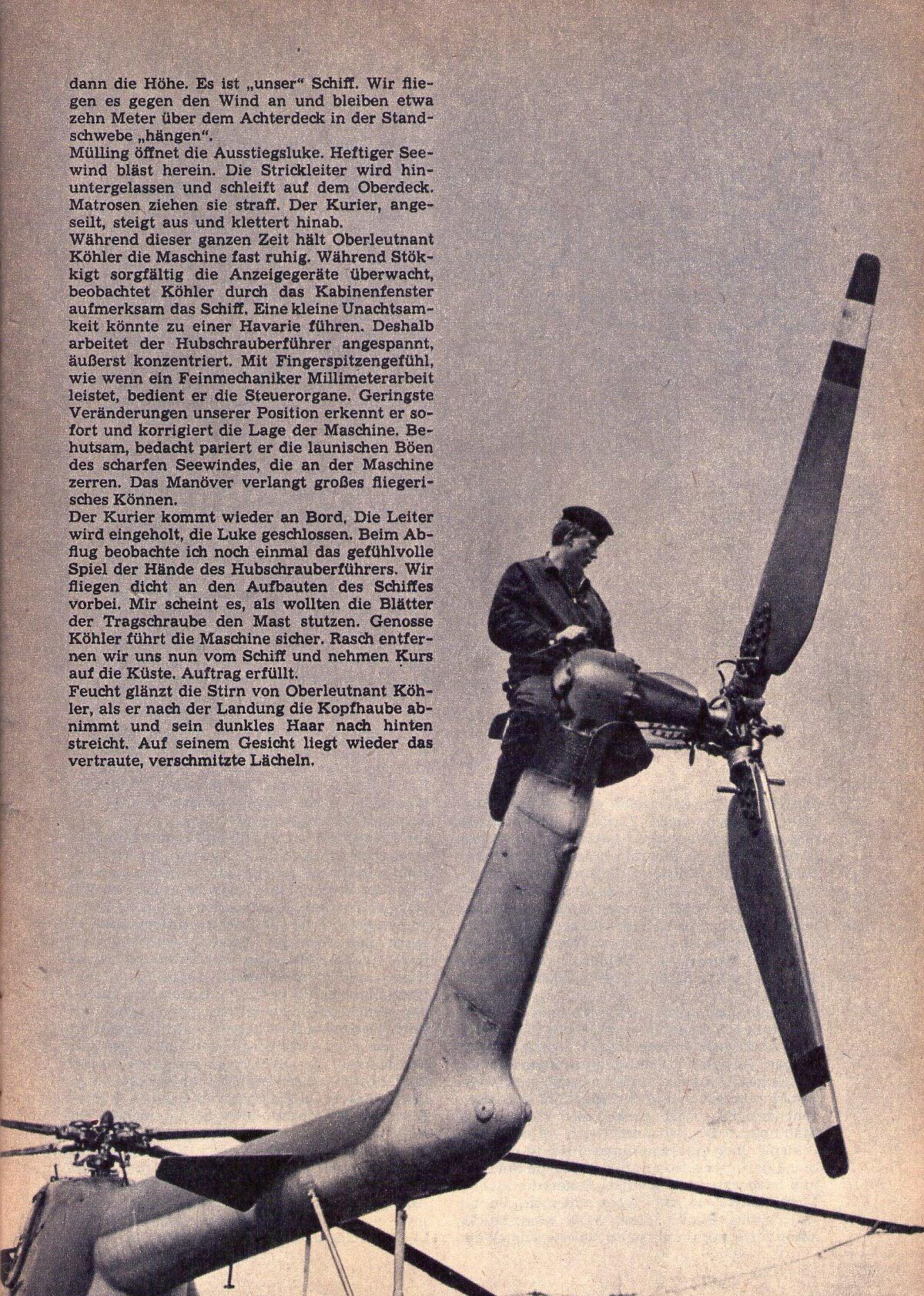
„Winterschlacht '68“, lese ich. Durch ungeheure Schneemassen war die Insel Usedom zeitweilig vom Festland abgeschnitten. Hubschrauber brachten den Bewohnern Lebensmittel. Auch Oberleutnant Köhler war damals mitgeflogen.
„Trave“, lese ich weiter. Dieses bundesdeutsche Spionageschiff fuhr hart an der Grenze der DDR-Hoheitsgewässer entlang. Was suchte es? Die Küstensicherungsorgane hatten es ausgemacht. Als die Marineflieger zur Aufklärung starteten, herrschte kompliziertes Wetter. Doch trotz Nebel und schlechter Sicht fixierten sie die Position des Schiffes, ermittelten Kurs und Geschwindigkeit. Niemand darf unbemerkt in unsere Republik eindringen.
„Kleine Rauchwolke am Horizont!“ meldet Leutnant Stöckigt, der zweite Hubschrauberführer. Auch Köhler sieht sie. Er zieht den Steuerknüppel an sich heran. Wir steigen höher, damit wir besser sehen können.
Rasch nähern wir uns dem Schiff, vermindern





Kein „Papierkrieg", sondern notwendige technische Dokumentation über den Zustand der Maschine. Bordmechaniker Obermeister Mülling und Wart Maat Schröter (Bild links) tragen sorgfältig die vor dem Start ausgeführten Kontrollen in die Unterlagen ein.

dann die Höhe. Es ist „unser“ Schiff. Wir fliegen es gegen den Wind an und bleiben etwa zehn Meter über dem Achterdeck in der Standschwebe „hängen“.
Mülling öffnet die Ausstiegsluke. Heftiger Seewind bläst herein. Die Strickleiter wird hinuntergelassen und schleift auf dem Oberdeck. Matrosen ziehen sie straff. Der Kurier, angeseilt, steigt aus und klettert hinab.
Während dieser ganzen Zeit hält Oberleutnant Köhler die Maschine fast ruhig. Während Stökkigt sorgfältig die Anzeigegeräte überwacht, beobachtet Köhler durch das Kabinenfenster aufmerksam das Schiff. Eine kleine Unachtsamkeit könnte zu einer Havarie führen. Deshalb arbeitet der Hubschrauberführer angespannt, äußerst konzentriert. Mit Fingerspitzengefühl, wie wenn ein Feinmechaniker Millimeterarbeit leistet, bedient er die Steuerorgane. Geringste Veränderungen unserer Position erkennt er sofort und korrigiert die Lage der Maschine. Behutsam, bedacht pariert er die launischen Böen des scharfen Seewindes, die an der Maschine zerren. Das Manöver verlangt großes fliegerisches Können.
Der Kurier kommt wieder an Bord. Die Leiter wird eingeholt, die Luke geschlossen. Beim Abflug beobachte ich noch einmal das gefühlvolle Spiel der Hände des Hubschrauberführers. Wir fliegen dicht an den Aufbauten des Schiffes vorbei. Mir scheint es, als wollten die Blätter der Tragschraube den Mast stutzen. Genosse Köhler führt die Maschine sicher. Rasch entfernen wir uns nun vom Schiff und nehmen Kurs auf die Küste. Auftrag erfüllt.
Feucht glänzt die Stirn von Oberleutnant Köhler, als er nach der Landung die Kopfhaube abnimmt und sein dunkles Haar nach hinten streicht. Auf seinem Gesicht liegt wieder das vertraute, verschmitzte Lächeln.



Rudolf Kiefert

Der RICHTIGE Schritt

Die Häuser von Herzfelde säumen drei Kilometer lang die neue Fernverkehrsstraße. In den letzten Kriegstagen hatten die Granaten große Lücken in die Häuserreihen gesprengt. Heute sind die Häuser dicht zusammengerückt, und hinter dem Dorf, an dem kleinen zugewachsenen Teich, wo ein grauer Steinklotz mit den Jahren verwittert, wuchert dichtes Unkraut. Die eiserne Tafel an dem Stein, mit Kreuzen, Namen und Helden, hat Grünspan angesetzt. Der Krieg ist gestorben in Herzfelde.

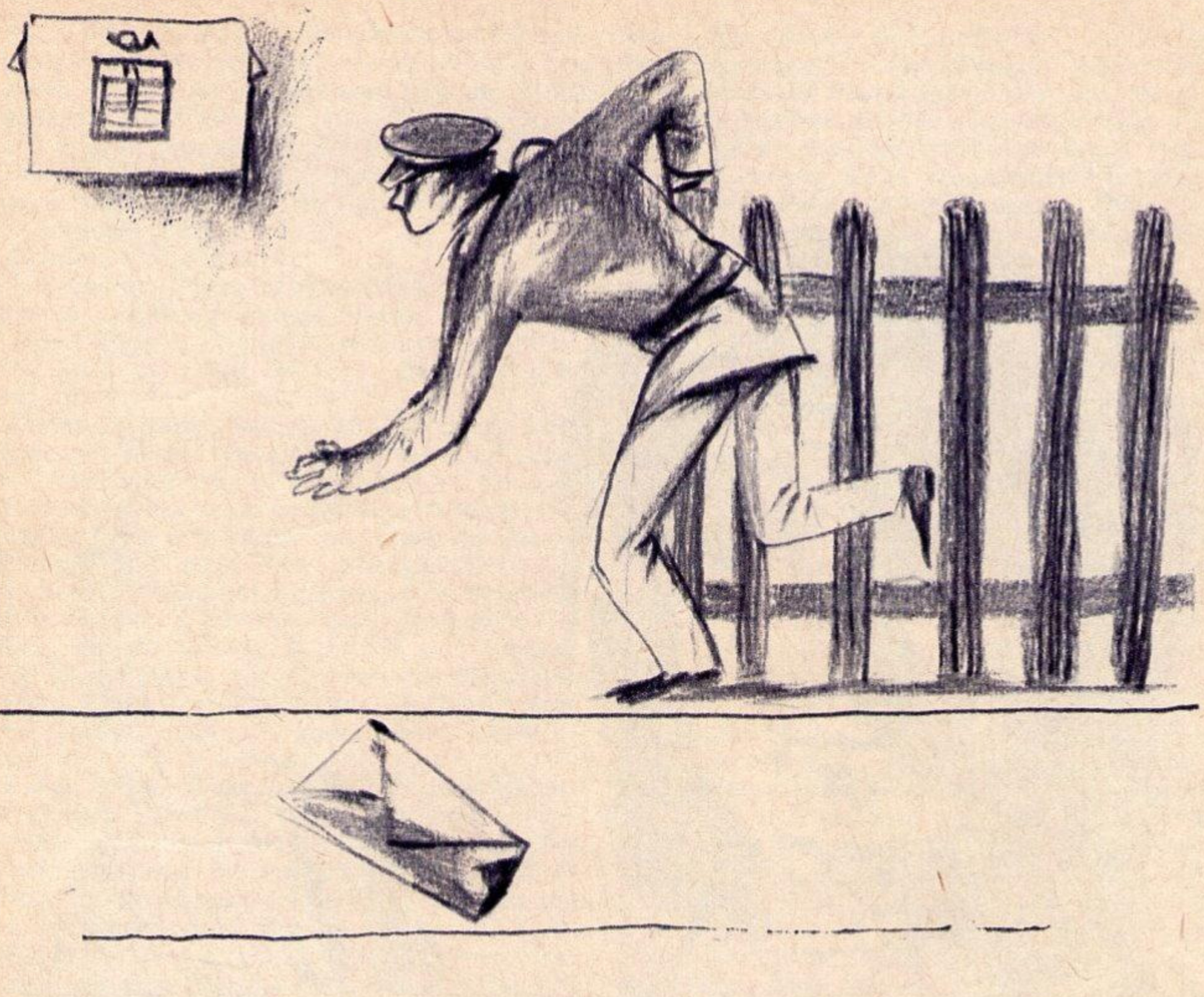
Nur ab und zu, in schwarzen Nächten webt sich ein grauer Nebelschleier über den Teich und zieht sich auseinander und dringt in warme Stuben ein. Dann flammt auch irgendwo ein schwaches Licht auf und verlischt erst, wenn der Morgen graut und den Blick auf den Horizont freigibt. Dort drehen sich feinnervige Stahlnetze. Sie spannen sich wie riesige Schirme über die dampfende Erde. In den Kabinen darunter sitzen zu jeder Stunde Soldaten und beobachten mit wachen Augen die kleinen Lichtpunkte auf den Radarschirmen. So ein leuchtender Punkt, kleiner als eine Mücke, kann der Funkimpuls einer Rakete sein. Wenn der Soldat für eine oder zwei Minuten die Augen schließt, könnte die Rakete ungehindert ihr Ziel erreichen. Wäre es Herzfelde, dann würde danach die neue Straße ein löchriger Pfad sein, der sich durch eine drei Kilometer lange Schutthalde windet.

Vom umzäunten Hof aus sieht man die stählernen Schirme wie fremde Schatten am Horizont stehen. Wenn man ins Schulhaus geht und ganz hoch hinaufsteigt, bis in den Turm, wo das große Uhrwerk unüberhörbar die Stunden anschlägt, wird der Blick weiter, und das Dorf und die Schirme werden eins in der offenen Landschaft.

Aber man muß da schon hinauf, wenn man das erkennen will.

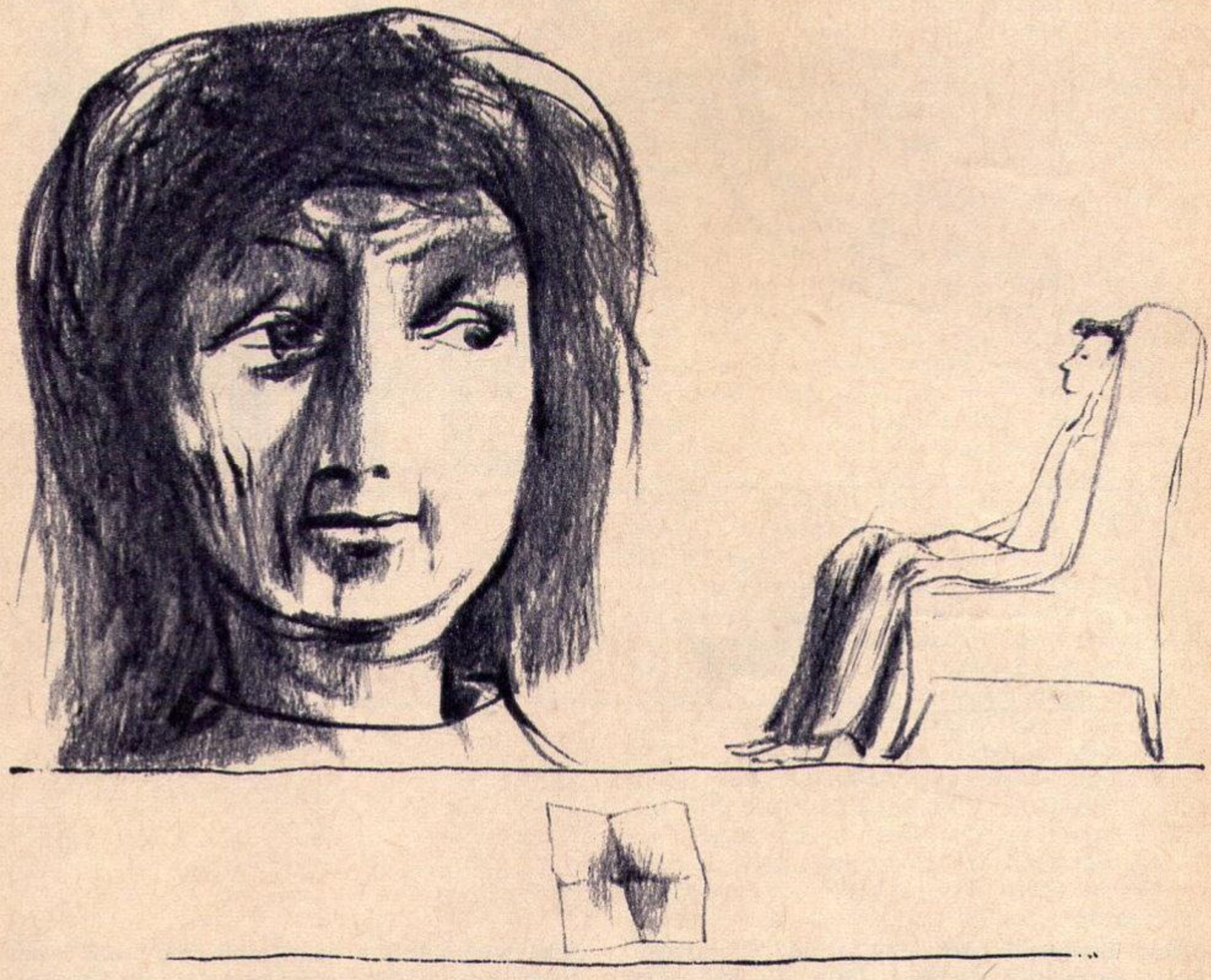
Karla Bracke ist Gemeindeschwester in Herzfelde. Drei Kilometer feste Straße und viele Wege, die links und rechts davon abgehen. Sie muß überall sein, sagen die Leute im Dorf. Dann klingt auch eine stille Bewunderung mit. Manchmal sagen sie auch: Wo bleibt sie nur so lange? Dann haben sie die drei Kilometer vergessen und die steinigen Wege links und rechts. Und ihr eigener Kummer schwillt erst wieder ab, wenn sie Karla Bracke den Ackerweg herauffahren sehen. Wenn sie in die Pedalen tritt, hat sie feste und starke Beine, und wenn sie den Mantel ablegt, ist ihr Gesicht vom Wind gerötet, und ihre dunklen Augen leuchten warm. Die Leute beobachten sie schweigend. Sie fragen, ohne daß ein Wort über ihre Lippen kommt. Karla Bracke versteht dieses Schweigen und weiß, wieviel Unsicherheit und bange Erwartung sich dahinter verbergen. Sie horcht in die Menschen hinein und spürt immer wieder, daß das Vertrauen zu ihr in jeder Stunde des Tages erneut bestätigt werden will. Der Wunderglaube ist lange verendet. Es zählen nur der kluge Kopf und die sicheren Hände. Karla Bracke nimmt das als eine Forderung. Wenn sie nach Hause kommt, ist sie abgespannt. Müde ist sie nur selten.

Ihr Haus steht an der Hauptstraße. Am Ende einer scharf gezogenen Kurve. An der Straßenfront des Hauses ist ein gelber Briefkasten angebracht. Zweimal am Tag wird er geleert. Wie oft die Menschen ihre Freuden und ihren Kummer in gefütterten und durchsichtigen Kuverts durch den schmalen Schlitz schieben, weiß Karla Bracke nicht. Aber daß der kleine eiserne Kasten soviel Probleme aufnehmen muß, ohne ihren Sinn jemals begreifen zu können, scheint ihn immer gelber zu machen vor Neugier und Neid. Karla Bracke schert sich nicht darum. Sie hat ihn gern hier vor ihrem Haus. Der alte Neidhammel. Er will richtig leben. Aber da darf man nicht aus Eisen sein. Soll er nur schlucken. Karla Bracke begrüßt ihn mit einem kurzen Blick. Er ist einfach nicht zu übersehen. Sie stellt das Fahrrad in den Schuppen und hängt im Flur den Mantel an den Haken. Sie hat heute morgen geheizt, und das Zimmer ist gut durchgewärmt. Lauwarm mag sie nicht. Jeden Abend, wenn sie die Wohnung betreten hat, setzt sie sich an den runden Tisch unter der Lampe und macht fünf Minuten überhaupt



nichts. Sie zupft höchstens an der Tischdecke. Dann betrachtet sie ihre Füße, die kräftigen Beine und legt die Hände in den Schoß und drückt nur ganz sacht die Finger ineinander. Es behagt ihr nicht, so zu sitzen. Aber sie hat sich daran gewöhnt, und der Kopf wird klarer davon und macht Platz frei für frische Gedanken. Manche Leute schalten mit einem Schnaps auf den Feierabend um. Ihr Arbeitstag kann aber jede Minute neu beginnen, auch mag sie keinen Schnaps. Draußen nieselt ein dünner Regen. Auf der Landstraße läuft ein Mann. Ein Soldat. Er macht ganz unregelmäßige Schritte, als hätte er Angst davor, daß der neue Schritt so ausfallen könnte wie der Vorangegangene. Wenn dieser eigenartig betonte Schritt nicht wäre, könnte es Rüdiger sein. Frau Bracke steht auf und nähert sich langsam dem Fenster. Sie schiebt die Gardine zur Seite. Je näher der Soldat herankommt, desto ähnlicher wird er ihrem Sohn. Aber der war vorgestern erst zu Hause, denkt Frau Bracke und prüft aufmerksam die größer werdende Figur. Ihr Sohn Rüdiger ist in der Nähe der Schirme stationiert. Schon zwei Monate. Aber so oft kommt er dort nicht weg. Wenn er die Straßenkurve über den Ackerweg abkürzt, dann muß er es sein. Aber dieser Schritt. Ob er sich verletzt hat? Der Soldat biegt in den Ackerweg ein. Eigentlich ist es nur eine tief ausgefahrene Spur, mit einem schmalen Steg festen Bodens in der Mitte. Der Schritt des Soldaten ist jetzt langsamer geworden und vorsichtig. Wenn er vom Steg abrutscht, wird er bis über die Knöchel im aufgeweichten Lehm versinken. Es ist nicht Rüdiger. Der würde sicherer über den Steg tänzeln. Das weiß Frau Bracke. Der Soldat kommt direkt auf ihr Haus zu. Als er die Straße überquert, zieht er einen Brief aus der Brusttasche. Er steuert auf den gelben Kasten zu. Wenige Schritte davor stürzt er hin. Frau Bracke hört den dumpfen Aufschlag und hastet sofort hinaus. Der Soldat versucht gerade, sich wieder aufzurichten. Er stöhnt leise, verstummt aber sofort, als er die Frau entdeckt, die plötzlich neben ihm steht. Er stützt sich am Zaun. Er spürt, wie sein linker Fuß heiß wird und wie bei der kleinsten Bewegung ein heftiger Schmerz an den Gelenken reißt.

„Es geht schon wieder", sagt er, „der Fuß ist ein bißchen angestaucht." Der Brief liegt auf der Erde, gerade unter dem gelben Kasten, so,



als wäre er dort hindurchgerutscht. Er will sich danach bücken, aber der Schmerz lähmt ihm das Bein, und er ächzt dabei und schämt sich vor der Frau.

Karla Bracke hebt den Brief auf. Der Umschlag ist feucht in ihrer Hand und verschmutzt. „Kommen Sie mit rein", sagt sie, „ich bürste Ihre Uniform aus. So können Sie nicht zurück." Sie stützt ihn, und er humpelt mit ihr ins Haus. „Hauchen Sie mich mal an!" sagt sie. „Unsinn. Ich bin stocknüchtern. Einfach gestolpert. Ganz überflüssig gestolpert."

Im Zimmer ist es warm und gemütlich. Frau Bracke legt den Brief auf den Tisch. Sie führt Sebastian ins Nebenzimmer und drückt ihn in einen klobigen Ohrensessel. „Ziehen Sie mal den Schuh aus, den Strumpf auch." „Machen Sie sich keine Sorgen um meinen Fuß. Er ist nur ein bißchen angeschwollen, und der Schuh drückt. Das geht vorbei", entgegnet er und rührt sich nicht.

„Wenn Sie der Schuh drückt, dann ziehen Sie ihn aus."

Er läßt die Hände im Schoß liegen. „Ich muß ja nachher doch drin laufen."

„Na los, machen Sie schon", drängt sie, und als er immer noch keine Anstalten macht, öffnet sie selbst seinen Schuh. Nun beugt er sich auch herunter und zieht den Schuh vom Fuß und den Strumpf. Sie befühlt seinen Knöchel und drückt an den Gelenken und richtet sich dann wieder hoch.

„Sie bleiben hier sitzen. Ich bringe Ihnen was zum Kühlen", sagt sie in einem Ton, der keinen Widerspruch duldet. „Aber erst ziehen Sie die Hose aus, damit ich sie ausbürsten kann."

Er ist unentschlossen, aber er gehorcht ihr, zieht sich, noch zögernd, die Jacke aus und die

Hose. Über die Sessellehne hat sie eine Decke gelegt. Er dreht sich in die Decke rein und beginnt, die Wärme zu genießen und die weich gefederte Polsterung.
Die Frau kommt zurück. Sie stellt ein Glas mit heißer Zitrone auf den Tisch und legt ihm einen kalten und feuchten Lappen um den geschwollenen Fuß.
„Trinken Sie", sagt sie.
„Bei uns zu Hause hängt auch so ein Briefkasten", sagte er, „meine Mutter streicht ihn jedes Frühjahr. Knallgelb. Wie eine Zitrone."
Die Frau zieht ihm die Decke hoch und geht zur Tür.
„Ich beeile mich", sagt sie und nimmt die Uniform mit hinaus. Sebastian ist allein im Zimmer. Er lehnt sich in den Sessel zurück. Die Tischlampe hat einen rosafarbenen Schirm. Der matte Glanz des Lichtes überzieht das kleine Zimmer mit schläfriger Behaglichkeit. Der Raum ist vollgesteckt mit Schrank und Schränkchen, Sessel dicht aneinander gedrängt, ein Sofa, der dicke Teppich, Vasen und Schalen, das kleine Regal mit Büchern, an der freien Wand Bilder und Fotografien, der Vater oder der Großvater, und alie zusammen. Gemütlichkeit.
Wie zu Hause, denkt Sebastian. Nur bei Mutter liegt kein Staub auf dem Tisch, und an der Wand hängen nur gerahmte Bilder und alles unter Glas, auch die Fotografien. Mutter pflegt die alten Möbel um ihres Alters willen. Mit den Holzwürmern steht sie auf Kriegsfuß. Jedes Mal, wenn sie das feine Holzmehl mit dem Besen unter dem Schrank hervorkehrt, rötet sich ihr Gesicht vor Zorn und auch vom Bücken. Es strengt sie an. Und der feine Holzstaub geht ihr nahe wie das eigene Mark, das sie der Zeit überlassen muß. Ich gehöre zu ihr wie die alten Möbel, zwischen denen ich aufgewachsen bin. Mutter hat immer Zeit für mich. Sie hat überhaupt immer Zeit. Sie kann gut zuhören. Aber wenn sie so still dasitzt, ist oft ein unmerkliches Erschrecken in ihren Augen, und es scheint, als höre sie, wie die Holzwürmer nagen und die Eiche von einst knarrt und bröckelt und feiner Staub zur Erde fällt. Die Frau hier ist ganz anders, mit den kräftigen Beinen, den beweglichen Händen. Sie paßt nicht hier rein, in die rosaschimmernde Gemütlichkeit. Sebastian verschränkt die Finger ineinander und läßt die Gelenke knacken. Nur so aus Gewohnheit. Mit der Hand kann er das Vertiko erreichen. Aber da muß er sich schon langmachen. Auf dem Sims steht eine gerahmte Fotografie. Sebastian richtet sich hoch. Er blickt in das Gesicht von Rüdiger. Gefreiter Rüdiger Bracke.
Frau Bracke ist vor das Haus gegangen und bürstet die Uniform aus. Der schmierige Lehm klebt fest und hat an einigen Stellen den Stoff durchnäßt. Dann wäscht sie die Lehmflecken heraus und wärmt das Bügeleisen an. Es dauert eine Weile, bis es heiß wird. Auf dem Tisch liegt der Brief. Er ist an einer Seite geöffnet, ist feucht und fleckig. Die Anschrift läßt sich nicht mehr entziffern. Sie liest den Absender. Unteroffizier Sebastian Kriegel. Der Name hält sie auf. Sie liest ihn noch einmal. Dann die Nummer des Postschließfaches. Das also ist er. Sie hält unschlüssig den schweren Brief in der Hand. Er hat Übergewicht. Für die Post ist er zu schwer. Zu schwer für zwanzig Pfennig.
Vor zwei Tagen saß ihr Sohn an diesem Tisch. Ein Schnitzel vor sich. Pudding und eine Flasche Bier. Sie selbst ißt an manchen Tagen überhaupt kein Mittag. Sie kommt einfach nicht dazu. Wenn sie mal Zeit hat, so viel Zeit, dann geht sie in das kleine Gasthaus und bestellt sich ein Beefsteak. Aus Schnitzel macht sie sich überhaupt nichts. Später trank er noch eine Flasche Bier.
‚Ich komme nicht mehr klar, Mutter. So schnell kann sich doch kein Mensch verändern. In einem halben Jahr. Er war doch ein Kumpel, so wie wir. Seitdem er die Litzen trägt, hat er alles über Bord geworfen, was uns einmal zusammengehalten hat.'
Warum hat sie nicht gefragt, was das war, was sie einmal zusammenhalten ließ. .? 'Iß dein Schnitzel, bevor es kalt wird.'
Das Schnitzel sah gut aus, knusprig, goldbraun. Er sollte es warm essen. Daran sollte er sich halten. Ihr Kopf war vollgepackt. In jeder Windung ihres Gehirns bewegte sich eine Herzfelder Krankengeschichte. Da war keine Lücke mehr. Ihr Sohn erregte damals eine flüchtige Neugier in ihr, die sie bald abstreifte. Er ist gut aufgehoben. Dort. Frau Bracke hält immer noch das Kuvert in der Hand. Nein, so kann er den Brief nicht abschicken. Sie holt ein frisches Kuvert aus der Schreibtischschublade und hält es noch in der Hand, als sie plötzlich spürt, daß sie nicht allein im Zimmer ist. In heißen Wellen schießt ihr das Blut ins Gesicht, und sie wagt nicht, sich umzudrehen. Sicher lehnt er am Türpfosten und stützt den Arm auf die Klinke. Sie versucht, sich zu fassen, und sie glaubt, daß es viel zu lange dauere. Als der Druck über den Augen nachläßt, wendet sie sich um. „Geben Sie mir bitte einen Schluck Wasser", sagt er ahnungslos, „die Zitrone kriege ich nicht hinunter." Dann sieht er die zwei Kuverts in ihren Händen. „Ihr Brief ist feucht geworden. Ich stecke ihn in ein frisches Kuvert. Sie können ihn dann nachher gleich in den Ka-

Illustrationen: Wolfgang Würfel

sten werfen.“ Das sagt sie so, daß es wie eine Entschuldigung klingt. Im gleichen Moment stellt sie aber auch mit Befriedigung fest, daß sie ihre Sicherheit wiedergewonnen hat, und sie weiß jetzt auch, daß sie ja gar keinen Grund hatte, unsicher zu sein. Eine flüchtige Versuchung war in ihr vorbeigezogen. Mehr nicht. Doch wie weit war sie davon entfernt gewesen, den Brief öffnen zu wollen.

„Darf ich Sie um etwas bitten?“ fragt er.

„Ach, natürlich, entschuldigen Sie“, sagt sie und holt ein Glas aus dem Schrank.

„Bitte, lesen Sie den Brief!“ sagt er hinter ihrem Rücken. Sie fährt herum und funkelt ihn mit zornigen Augen an. Und sie ist wütend auf ihn und empört, ehrlich entrüstet. „Hören Sie mal, ich wollte Ihnen einen Gefallen tun. Diesen verschmutzten Brief würde keine Post der Welt befördern. Was erlauben . . .“

„Aber ich bitte Sie doch nur, ihn zu lesen“, unterbricht er sie. „Warum soll ich ihn denn lesen?“, fragt sie. Er wollte sie wirklich nicht beleidigen, und sie spürt das und ist verwirrt.

„Der Brief ist an meine Mutter gerichtet. Aber ich weiß nicht, ob es richtig ist, wie ich ihr das alles schreibe. Ich trage den Brief schon zehn Tage mit mir herum. Bitte lesen Sie ihn.“

„Unsinn!“, sagt sie ungewollt scharf, „gehen Sie wieder rüber. Ich bügle jetzt die Hose trokken, und dann verschwinden Sie.“

Sie schiebt ihn ins Nebenzimmer und schließt die Tür.

Warum soll ich ihn gerade lesen, diesen Brief, denkt sie. Warum ich? Und plötzlich befällt sie Unruhe, und tausend Fragen stürmen auf sie ein. Das Ganze kommt ihr so unwirklich vor, daß sie auch glaubt, sie selbst sei es ja nicht, die hastig das Kuvert aufreißt und die Briefbogen auseinanderfaltet.

„Liebe Mutter! Du hast vielleicht gerade meinen letzten Brief in die Mappe gelegt. Lege diesen nicht dazu. Wenn du ihn erhältst, ist sicher schon alles geklärt, und ich werde bereuen, Dir unnötig Sorgen bereitet zu haben. Wirf ihn weg, aber ich muß Dir einfach .“

Hier waren zwei Zeilen durchgestrichen, und das Wasser hatte die Tinte darübergeschwemmt.

„. . . . vielleicht schicke ich ihn auch gar nicht ab. Ich hatte Dir damals von Rüdiger Bracke geschrieben. Ich habe ihn meinen Freund genannt. Bevor ich zur Unteroffiziersschule kam, klebten wir den ganzen Tag zusammen und hatten uns eine Unmenge zu sagen. Heute zweifle ich daran, daß es wirklich einmal so war. Er war ein halbes Jahr dabei, als ich die Uniform anzog. Als wir uns schon etwas angefreundet hatten, sagte er manchmal: Wir müssen zusammenhalten. Oder: Uns kriegen sie nicht klein, was?! Ich hatte darüber nicht weiter nachgedacht. Es klang so zufällig, wenn gerade er so etwas betonte. Er war der beste (na ja, so sagt man das) Soldat in unserer Gruppe. Schon bei der Vereidigung durfte er das Fahnentuch halten. Er buddelte das Schützenloch schneller als alle anderen. Er zeigte Verstand, wenn wir einen Angriff übten und Ausdauer, wenn wir bei sengender Hitze wahre Gepäckmärsche absolvierten. Wir konnten ihn alle gut leiden. Er war hilfsbereit und geizte nie mit sich selbst. Ich bin nicht so kräftig wie er, aber ich habe einen ziemlich harten Schädel und gebe nicht so schnell auf. Das weißt Du ja, Mutter. Er muß das gespürt haben, und es hat uns näher gebracht. Wir beide werden das Schiff schon schaukeln, war eine seiner Redensarten, die er oft und gerne gebrauchte. Damals erhielten wir neue Schutzmasken. Sie haben eine Öffnung zum Sprechen. Eine Membrane verhindert, daß Luft von außen unter die Maske dringt. Rüdiger hatte bald herausgefunden, daß man die Membrane leicht herausnehmen und dadurch ohne Erschwernis atmen kann. Eine Woche darauf hatten wir eine Nachtübung. Wir mußten in Schutzbekleidung einen ganz schön ruppigen Hügel besetzen. Der Anstieg schleppte sich weit hin, das Atmen wurde immer schwerer. Wären wir langsamer geworden, dann hätte uns die nachfolgende Gruppe überholt. Das wollten wir ja nun nicht.

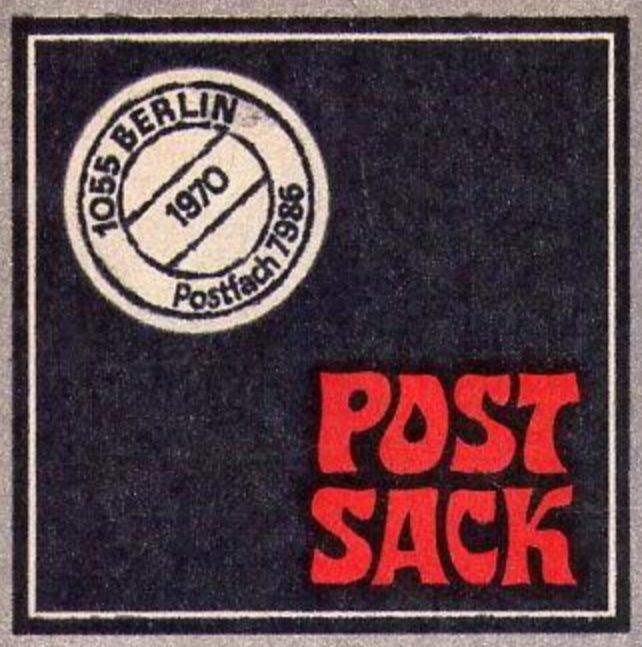
Plötzlich ließ sich Rüdiger nach hinten abtreiben und zog mich am Ärmel mit zurück. Als die anderen an uns vorbei waren, setzte er seine Schutzmaske ab und nahm die Membrane heraus. Er sah mich fragend und abwartend an. Ich weiß nicht mehr, ob er mich drängte, aber ich tat das Gleiche. Wir hatten die Gruppe schnell wieder eingeholt und setzten uns dann an die Spitze. Rüdiger nahm anderen noch Gepäck ab und war als erster auf dem Hügel. Ich weiß heute noch nicht, ob er ein schlechtes Gewissen hatte, damals, als er nach der Übung belobigt wurde.“

Frau Bracke zieht den Stecker vom Bügeleisen aus der Dose und setzt sich wieder. Sie sieht ihren Sohn, wie er ganz unerwartet nach Hause kam. Wie er sich in den Stuhl fallen ließ und die Uniformjacke aufknöpfte. Sonderurlaub, sagte er, und er hat nicht gezwinkert mit den Augen, als er seine Mutter ansah. Oder hatte sie darauf gar nicht geachtet?

„Von diesem Tag an machte ich mir Gedanken über unsere Freundschaft. Nie bis zum Ende, aber ich sah schon schärfer und mehr, als ich vordem jemals bemerkt hatte. Rüdiger hatte noch mehr falsche Karten im Spiel. Und er hatte sie doch gar nicht nötig gehabt. Wen wollte er bloß austricksen? Und ich habe mitgemacht oder geschwiegen, was letztlich auf dasselbe hinauskommt. Heute könnte ich mich dafür ohrfeigen. Aber ändert das etwas, heute noch? Wir sind nicht klein zu kriegen, sagte Rüdiger. Ich habe ihn damals nicht gefragt, vor wem er denn eigentlich bestehen will. Ich habe seine Worte so allgemein, als eine Angewohnheit hingenommen, als gehörten sie zum Täglichen wie das Waffenreinigen und das Füßewaschen. Dann . .“

Frau Bracke ist wieder an der verwaschenen Ecke des Blattes angelangt. Sie kann aus den einzelnen Worte keinen zusammenhängenden Satz bilden. Unruhig steht sie auf und geht zum Fenster. Dann wendet sie sich wieder ab und öffnet die Tür ins Nebenzimmer. Er schläft. Es

Fortsetzung auf Seite 77



Ein paar Wochen reichen nicht aus

Gibt es für mich als Reservist eine Möglichkeit, das Klassifizierungsabzeichen zu erwerben?
Oberfeldwebel d. R. Werner, Güstrow

Das Abzeichen kann nur während des aktiven Wehrdienstes erworben werden.

Undurchsichtig

Im Februarheft habt Ihr eine nette Bildgegenüberstellung gebracht: Hier ein Soldat, der seinen Oberkörper im Schnee wäscht, dort eine zuschauende Dame. Weiter mit solchen Bildern! Aber was verbirgt die Dame so schamhaft hinter ihren verschränkten Armen?
Werner Saatmann, Wolgast

Wahrscheinlich die Nr. 13/1969 des Soldatenmagazins!

Verglichen mit Vergangenem

Mit 42 Jahren bin ich nicht mehr der jüngste; damals – 1945 – war es, als ich mir im Namen „Großdeutschlands" noch eine Verwundung verpassen lassen mußte, die mir Gesundheit und Beruf raubte. Ich kenne den faschistischen Arbeitsdienst und die Ausbildungslager der gleichen Firma und die geistlose und brutale Schleiferei noch aus eigenem Erleben. Gerade deshalb interessiere ich mich besonders für das Leben in unserer sozialistischen Armee, für deren Probleme und Vielschichtigkeit Ihre Zeitschrift den denkbar besten Spiegel abgibt. Nützlich ist mir die AR auch für den Schulunterricht und für meine Tätigkeit in der Zivilverteidigung.
Frithjof Förster, Höngeda

Sowohl als auch

Sind die Offiziere außer Dienst (a. D.) den Reserveoffizieren rechtlich gleichgestellt?
Leutnant d. R. Gutmann, Berlin

Offiziere außer Dienst haben die gleichen Rechte wie die Offiziere der Reserve.

Nach- und Abschub

Ich las von israelischen Manövern, an denen auch logistische Einheiten teilnahmen. Was sind das für Einheiten?
Manfred Pietsch, Stralsund

Logistik ist die in den NATO- und anderen westlichen Armeen gebräuchliche Bezeichnung für die militärische Versorgung und den gesamten dazugehörigen Apparat. Logistische Einheiten sind demnach Truppen der materiellen, technischen und medizinischen Sicherstellung, analog unseren rückwärtigen Diensten.

Gewehrträger

Könnt Ihr mir das Wort „Füsilier" erklären?
Rank Rülicke, Gräfenhainichen

Das war eine 1640 in Frankreich aufgekommene Bezeichnung für Angehörige eines mit Steinschloßgewehren (frz. fusil) bewaffneten Reiterregiments. Später gab es auch in Preußen Füsiliereinheiten. Im deutschen Heer hielt sich der Name bis 1918.

Bei der Geburtsstunde

Mich interessiert, wer damals bei der Schaffung der NVA 1956 die führenden Funktionen der Armee innehatte.
Unterfeldwebel Wellsner, Gräfenhainichen

Minister für Nationale Verteidigung: Generaloberst Stoph; Chef der Politischen Verwaltung: Generalmajor Dickel; 1. Stellvertreter des Ministers: Generalmajor Dollwetzel; Chef des Hauptstabes: Generalleutnant Müller; Chef des Militärbezirks Leipzig: Generalmajor Johne; Chef des Militärbezirks Neubrandenburg: Generalmajor Rentsch; Chef der Luftstreitkräfte: Generalmajor Zorn; Chef der Seestreitkräfte: Konteradmiral Scheffler.

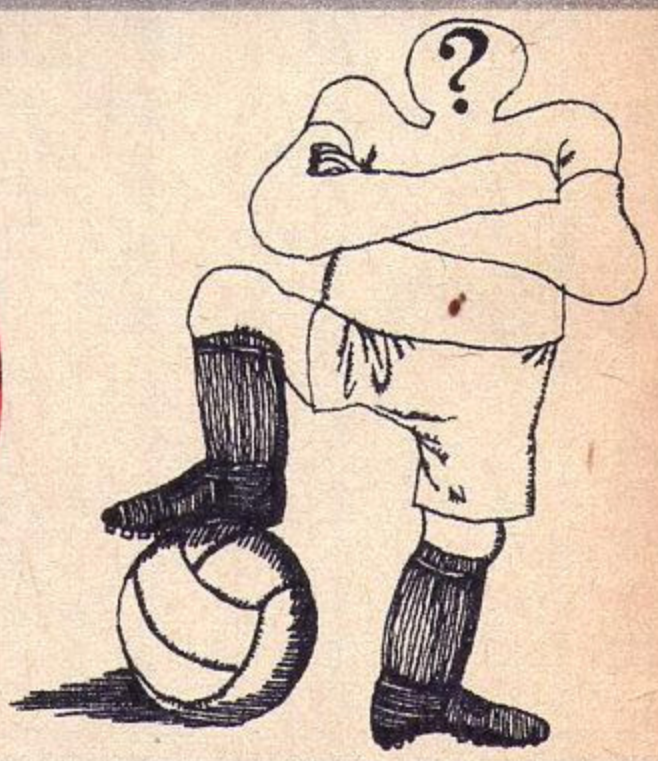
Protest

Ich verstehe es einfach nicht, daß Du fortwährend Zuschriften veröffentlichst, in denen an Dir herumgenörgelt wird.
Detlef Rotha, Mücheln

Ballgeflüster

Wäre es möglich, in einer AR-Ausgabe die Fußballmannschaft des FCV mit Text und Bild vorzustellen?
Dietmar Gruber, Freiberg

Ist für das Jahr 1971 vorgesehen.



Beim Onkel Soldat

Unser Kindergarten hat mit einem Funktrupp der NVA in Sondershausen einen Patenschaftsvertrag. Die Soldaten sind am Internationalen Kindertag und bei der Weihnachtsfeier unsere Gäste, und am 1. März besuchen wir sie mit den älteren Kindern. Auch in diesem Jahr warteten viele Überraschungen in der „Anton-Saefkow-Kaserne" auf die Kinder. Wir durften u. a. einem Appell und dem Bau einer Modellbrücke zusehen sowie Panzer und Autos besichtigen. Kakao, Kuchen und Mittagessen schmeckten noch mal so gut. Die Kinder bedankten sich mit Blumen, Geschenken und einem kleinen Programm. Noch einmal herzlichen Dank an alle Genossen, besonders dem Genossen Jackel. Er versteht es ausgezeichnet, erzieherisch auf die Kleinen einzuwirken. Alle Kinder haben ihn ins Herz geschlossen.
Gislinde Wieland,
Kindergarten III,
Bad Frankenhausen

Nicht vergessen

Einen herzlichen Gruß meinen ehemaligen Genossen in der Dienststelle Wolfgangmaßen, besonders Oberstleutnant Moos, Major Hahn und Hauptwachtmeister Shelecki.
Unterwachtmeister
d. R. Koffent, Polleben

Links, wo das Herz ist

Wo wird an der Uniform die Auszeichnung „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" getragen?
Horst Brückner, Cottbus

Sowohl die Interimsspange als auch die Medaille werden auf der linken Brustseite getragen.

Ein Stern, der wenig Gutes verheißt

In Filmen konnte ich beobachten, daß die amerikanischen Landstreitkräfte einen weißen, fünfzackigen Stern führen. Was hat das für eine Bewandtnis?
Maat d. R. Schramm,
Steckelsdorf

Das ist das Nationalitätenabzeichen der US-Armee.

Schwer einzuordnen

Bei einem Spaziergang traf ich eine alte Bekannte, und wir erzählten von unseren Kindern. Ich erwähnte, daß mein Enkel Offiziersschüler sei und Berufsoffizier werden wolle. Aus ihrem Gespräch merkte ich, daß sie eine Ahnung von der NVA hatte. „Ihr Sohn ist wohl Offizier?" fragte ich. „Nee, nee", antwortete sie fast beleidigt, „der ist Hauptmann!"
Fritz Reichel, Altenburg

Falscher Stolz

Hat ein Militärkraftfahrer Wache zu stehen?
Soldat Baurmann, Marienberg

Warum nicht? Der Schutz der Genossen, Waffen, Technik und Gebäude ist eine Gefechtsaufgabe. Dazu können alle Soldaten befohlen werden.

„Landratten" machten „Schiff" wieder flott

Ich möchte mich bei allen Genossen des Kfz.-Dienstes der Dienststelle Sternbuchholz bedanken, die mir und meiner Familie bei einer Autopanne am 21. Februar vorbildlich Hilfe leisteten. Besonderen Dank Oberstleutnant Affelt, Feldwebel Tillmann und Soldat Schnoor für ihren Einsatz.
Oberleutnant (med.) Schweda,
Warnemünde

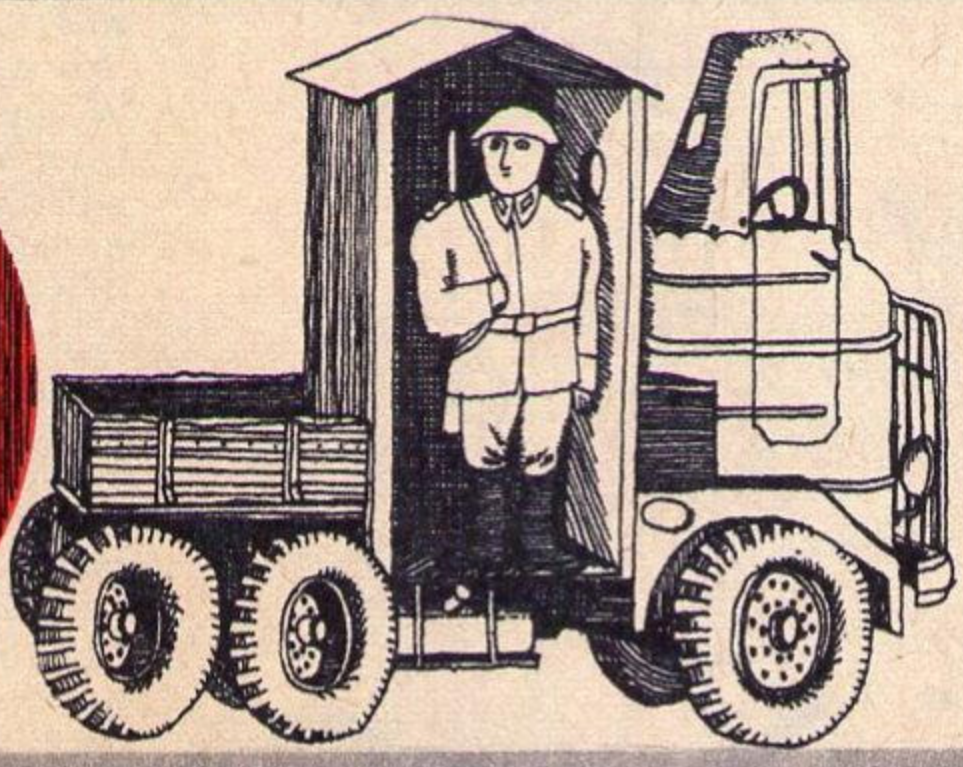
Dritte Heftseite spricht an

Mit Interesse verfolgen wir die Artikelserie „Oberst Richter antwortet". Es imponiert uns, wie seine Zeilen in fast allen Fällen zur Klärung großer und kleiner Probleme beitragen. Daß ein Oberst in einer Zeitschrift Fragen von Soldaten und Unteroffizieren beantwortet, ist, unserer Meinung nach, lebendiger Ausdruck der sozialistischen Demokratie in der NVA.
Unteroffizier Nawraht und
Naumann, Marxwalde

Männer mit dem Merkurstab

Liebe AR-Leute! Veröffentlicht doch einmal die Dienstgrade des Zolls unserer DDR!
Gefreiter Emmenthal, Gera

Zollunterassistent, -assistent, -oberassistent, -untersekretär, -sekretär, -obersekretär, -unterkommissar, -kommissar,



-oberkommissar, -haupt-kommissar, -rat, -oberrat, -inspekteur, -chefinspekteur.

Streit-Frage

Im Märzheft kritisiert der Maat d. R. Rückert einen Obermatrosen, weil er öffentlich eine Frage aus dem maritimen Bereich stellte. Die Haltung des Maaten finde ich unmöglich. Man kann doch schließlich nicht alles wissen. Wieso soll sich denn der Obermatrose blamieren, wenn er die AR um Auskunft bittet? Meiner Meinung nach kann man doch aus solchen Antworten nur lernen.

Unterfeldwebel d. R. Baumgarten, Havelberg

Sammlerleidenschaften

Suche Dienstgradabzeichen und Uniformknöpfe der Volksmarine.
Stefan Hertel, 962 Werdau, Südstr. 8c

Wer schickt mir Dienstgradabzeichen der NVA?
Andreas Krehan, 4255 Benndorf, Dr.-Robert-Koch-Str. 15

Sammle Dienstgrad-, Dienstlaufbahnabzeichen und Kragenspiegel der Armeen der Warschauer Vertragsstaaten.
Hans-Werner Roth,
2031 Medrow 36

Interessiere mich für Medaillen, Abzeichen und Dienstgradabzeichen aus sozialistischen Ländern.
Hans-Dieter Palfner,
2031 Warrenzin 6

Uniformwechsel

Biete zum Kauf an: Ausgangsuniform (Jacke und Hose) der Grenztruppen, Größe 52.
Preis: 80 Mark.
Egon Drechsler,
963 Crimmitschau,
Zwickauer Str. 50

Noch ist nichts verloren

Im Märzheft schilderte Helga F. ihre enttäuschte Liebe. Wir baten Leser, ihr einen Rat zu geben. Hier einige Antworten:

Ich bin der Meinung, daß es in der Liebe öfters Pannen gibt. Wenn einer der Partner eben „Schluß" machen will, dann muß er im offenen Gespräch seine Gründe darlegen. Handelt so ein Mensch, ist er in meinen Augen aufrichtig. Von einem Offizier der NVA verlange ich so etwas erst recht. Ich würde Helga raten, Gerd in seiner Dienststelle aufzusuchen und ihn zur Wahrheit zu zwingen. Sollte das nicht möglich sein, soll sie es nicht so schwer nehmen. Es gibt viele andere anständige und hübsche junge Männer. Helga ist noch jung und das Leben liegt noch vor ihr.
Hilmar Heilmann, Erfurt

Nach meiner Ansicht ist es für einen Jungen und ein Mädchen noch zu früh, mit 16 Jahren einen festen Freund zu haben. Man sollte wenigstens die Lehre abwarten. Und bei den Jungs die Armeezeit. Ich bin auch Soldat. Mir ist fast das gleiche passiert, bloß bei mir ist es umgedreht. Ich bin aus Schaden klug geworden. Natürlich wäre es von ihrem Freund besser gewesen, wenn er offen und ehrlich seine Meinung darüber schriebe, warum er Helga in Stich gelassen hat. Oder er ist zu feige dazu.
Soldat Eichstaedt,
Oranienburg

Aus Helgas Brief geht hervor, daß sie ihren Gerd noch liebt und sich mit ihm aussprechen möchte, er jedoch gar nicht darauf reagierte. Da gibt es nur einen Weg: Sich in den Zug setzen und zu ihm hinfahren. Das hat nichts mit „Nachlaufen" zu tun. Im Gegenteil: Jeder Mensch hat das Recht, die Wahrheit zu erfahren. Wenn Gerd kein Drückeberger ist, dann wird er sein Verhalten auch rechtfertigen können und müssen. Das ist in jedem Fall besser, als zu grübeln und sich damit herumzuquälen. Nur etwas mehr Mut und Selbstvertrauen, dann wird Deine „enttäuschte Liebe", liebe Helga, vielleicht noch eine „wiedergefundene Liebe" werden.
Angelika Klinge, Brandenburg

Kavaliere

Am 1. März kam ich mit meinem den ersten Winter erlebenden „Trabant" aus dem Urlaub im Zittauer Gebirge. Wie erschrocken war ich, als mein Auto an einer Anhöhe nicht mehr weiter wollte. Doch die Hilfe kam bald in Gestalt zweier Genossen der NVA. Freundlich erklärten sie mir die Sachlage, die Radwechsel und Abtauen des Bremsseiles bedeutete. Während der eine seinen Dienstauftrag in Großschönau erledigte, nahm sich der andere meines Autos an, so daß ich schon bald die Fahrt fortsetzen konnte. Ich weiß weder Namen noch Dienstgrade beider Genossen und möchte mich deshalb ganz herzlich für diese schnelle Hilfe bedanken. Daß mal jemand nicht über die Blödheit der AutofahrerInnen schimpfte, war besonders wohltuend.
Dr. Gisela Riedel, Dresden

Vignetten: Klaus Ensikat

BUCH FILM

Transpress VEB Verlag für Verkehrswesen, Berlin, 1969, 168 S., 15,— M.

Fliegerjahrbuch 1970

Herausgegeben von Heinz A. F. Schmidt

Aus den rund zwanzig Beiträgen des seit 1958 erscheinenden Fliegerjahrbuches sind dem Leser besonders die Artikel „Prüfstände für Raketen und Raumfahrzeuge", „Verteidiger des bulgarischen Himmels", „M. L. Mil – ein Leben für den Hubschrauber" und „Die Entwicklung von Kurzstart- und Senkrechtstartflugzeugen" zu empfehlen.

Mitteldeutscher Verlag Halle, 1969, 455 S., 8,— M.

Johannes Arnold: „Aufstand der Totgesagten"

Diese Situation war einmalig. Der faschistische deutsche Staat war zerschlagen, der Weltkrieg beendet. Die Menschen atmeten auf. Und einmalig in dieser Szenerie war, daß ein Flecken Land im Erzgebirge von den Alliierten nicht besetzt worden war. An seinen Grenzen waren die Soldaten der Antihitlerkoalition stehengeblieben, innerhalb dieser Grenze waren unterschiedliche Kräfte wirksam; die alten, faschistischen; zersprengte Wehrmachteinheiten durchzogen das Gebiet wie Söldner, aber auch: die Antifaschisten regten sich, die Totgesagten, Unterdrückten. Diese Chance war einmalig. In den fünf Tagen, die der Autor schildert, ergreifen sie die Macht, sie begreifen aber auch, was es heißt, die Macht ergreifen zu wollen. Das ist natürlich bedeutend mehr als nur ein Aufstand, das heißt, Ordnungsfaktoren zu schaffen innerhalb der Zerstörungen, heißt, die Agonie der Faschisten abzukürzen, auch mit Waffengewalt. Das heißt vor allem: Punkte des Anfangs zu setzen und die neue Gerechtigkeit einzuführen. Den Menschen, die noch verstört sind und voller Unglauben, beizubringen, wer Schuld hatte an diesem Chaos und sie zu bewegen, mit Hand anzulegen zu neuem, besserem Anfang. Der Autor beschreibt – orientiert an Tatsachen – wie es damals war und wie es den Antifaschisten gelang, die Geschlagenen endgültig zu schlagen und um die Totgesagten, die nie geschlagen waren während der finsteren Jahre, die Aktivsten der Unterdrückten zu sammeln und die neue Macht zu etablieren. Dabei zeichnet er ein breites Bild jener Tage, und die herausragenden Persönlichkeiten, die Aktivisten der ersten Stunde, wie wir sie gern nennen, erhalten ihr ihnen zukommendes Profil. Wir lesen von der Stunde Null und sehen, wie Kommunisten und Antifaschisten diese Stunde zu nutzen wußten.

Claus

Der Fall Boris Sawinkow

(SU)

1924 ging eine sensationelle Meldung durch die Weltpresse: Boris Sawinkow, vormals Führer der russischen sozialrevolutionären Terroristen – Zarenattentäter – Kriegsminister in der Regierung Kerenskis – Leiter einer großen Emigrantenorganisation – Initiator konterrevolutionärer Aufstände in Sowjetrußland – Vertrauter imperialistischer Geheimdienste – war verhaftet worden. Ein sowjetisches Gericht machte ihm den Prozeß. – Damit war eine hervorragend durchdachte, mit bewundernswerter Präzision organisierte Aktion der Tscheka abgeschlossen. Der Film, „Der Fall Boris Sawinkow", macht den Zuschauer zum Zeugen dieser Aktion.

Sawinkows Gefährlichkeit lag in seiner politischen Resonanz, in seiner demagogischen Rolle als russischer Patriot, die er, auf Grund seiner Vergangenheit, im Ausland spielte. Diesem Manne mußte die Aureole genommen werden. Das war nicht einfach mit seiner physischen Vernichtung getan. So arbeitete die Tscheka, unter der Leitung Feliks Dzierzynskis, einen Plan aus, der die Möglichkeit der Verhaftung Sawinkows bot.

Mit der Ausführung dieses Vorhabens wurde einer der fähigsten Tschekisten, Fjodorow, beauftragt.

Nach Notizen und Berichten dieses Kommunisten, ergänzt durch Archivmaterial, entstand dieser Film.

Hd.

Alte Chroniken berichten davon, daß schon im frühen Mittelalter – um 1300 – in China das Fallschirmspringen bekannt war. Einwandfrei beschrieben wird ein Fallschirm erstmals 1495 von Leonardo da Vinci. Den ersten Sprung aus größerer Höhe versuchte der Franzose Garnerin 1797 aus einem Ballon. Der zusammenlegbare Fallschirm ist ein Patent der deutschen Fallschirmpioniere Käthe Paulus und Lattemann. 1911 entwarf G. J. Kotelnikow in Rußland den Rückenfallschirm, zwei Jahre später löste der deutsche Ingenieur Otto Heinicke das Problem der Verpackung. 1923 ist das Geburtsjahr des ersten Sprungfallschirms für Fallschirmjäger, G. Kotelnikow, der sowjetische Ingenieur, gab ihn der Roten Armee für den

Mit 40 m/s fallen die Männer der Erde entgegen. Noch hält der Verzögerungsschlauch die Kappe fest umschlossen. Erst, wenn der Automat den Schlauch löst, beginnt das Schweben unter der weißen Kuppel.

Sprung aus den Wolken

Schwere Transportflugzeuge dröhnen in hundert Meter Höhe über das Gelände. Plötzlich stürzen Fallschirmjäger aus den geöffneten Luken. Kaum haben sich die graugrünen Schirmkappen entfaltet, da ducken sich die Männer schon zusammen, um den Landestoß aufzufangen. Landung – Trennen der Fallschirmgurte – Deckung suchen! Vom Absprung bis zum Gefechtseinsatz vergingen nicht mehr als fünfzehn Sekunden!

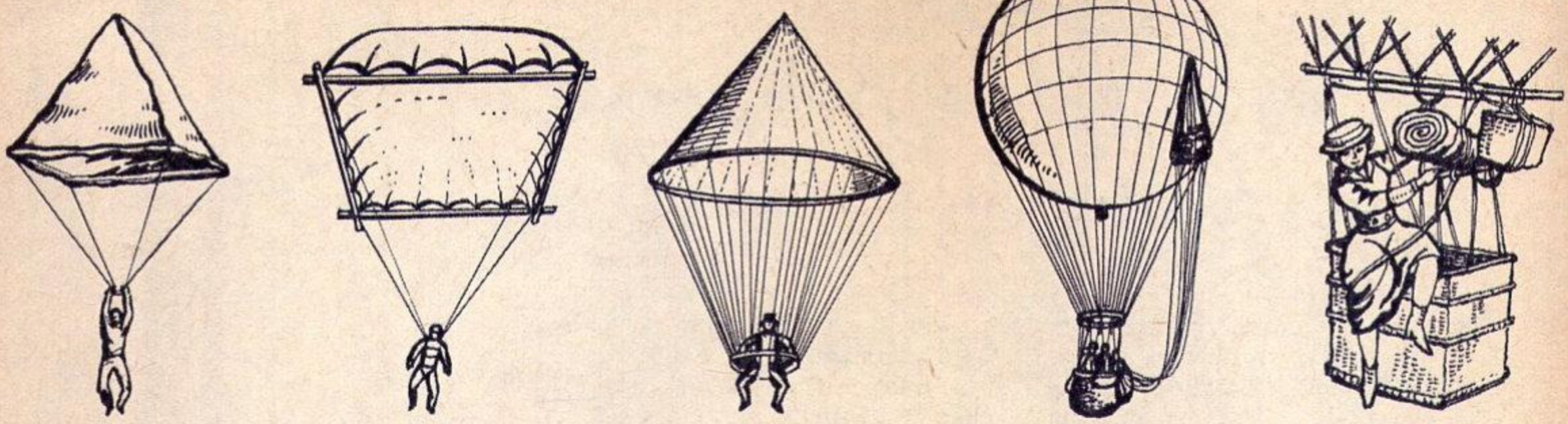
„Drei, zwo, eins – ab!" kommt der Befehl des Navigators über das Bordmikrofon. Der Container an der Hecköffnung des Laderaumes kippt über den Rand, stürzt in das dunstige Grau. Die Besatzung des Silbervogels sieht über der Landschaft den riesigen Seidenpilz, dann dreht das Flugzeug ab. Seine Mission ist erfüllt, denn schon jetzt, in über 1000 m Höhe ist der Riesenschirm mit seiner Last in den Händen der „Empfänger". In einem Kommandostand am Erdboden sitzt ein Fallschirmspringer vor einem Steuerpult. Er bedient zwei bleistiftgroße Steuerhebel einer Fernlenkanlage, mit der er die wertvolle Fracht zum beabsichtigten Landeplatz leitet.

Über einer dicken Wolkenbank in viertausend Meter Höhe öffnen sich die Schirme von fünf Männern. Was sich über ihren Köpfen entfaltet, erinnert jedoch nur entfernt an bekannte Fallschirmformen. Die Geräte dieser Springer ähneln „genähten Tragflächen". Es sind Gleitfallschirme, deren großer Eigenvortrieb zusammen mit dem starken Rückenwind den Männern eine große Vorwärtsgeschwindigkeit über Grund gibt. So werden sie 20 oder sogar 30 km zurücklegen, so überfliegen sie lautlos die gegnerischen Stellungen und gelangen, von der Radaraufklärung nicht erfaßbar, unbemerkt in ihr Einsatzgebiet . . .

Wie alle klassischen militärischen Geräte ist auch der Fallschirm in den letzten Jahren rasch weiterentwickelt und vervollkommnet worden. Die eingangs geschilderten Episoden sollten einige moderne Einsatzmöglichkeiten andeuten.

Der rein militärische Fallschirm ist, wie bereits erwähnt, seit 1923 im Gebrauch. Besonders interessant ist aus heutiger Sicht, daß die sowjetischen Experten von Anfang an die zwei grundlegenden Einsatzvarianten der „springenden Soldaten" erkannten: den Einsatz von speziell ausgebildeten Elitetruppen für Sonderaufgaben und den Masseneinsatz von Fallschirmjägern im Gefecht. Die erste Einsatzvariante demonstrierte 1930 in einem Manöver der Roten Armee ein Zug Fallschirmjäger. Sie sprangen hinter der gegnerischen Linie ab, überfielen einen Divisionsgefechtsstand, erbeuteten wichtige Dokumente und kehrten damit zu den „eigenen" Truppen zurück. Der erste Masseneinsatz folgte 1935 bei Kiew. Vor den Augen aller in Moskau akkreditierten Militärattachés sprangen 1200 Soldaten aus mehrmotorigen Transportflugzeugen vom Typ TB-3 ab. Zusammen mit weiteren 2500 Mann Luftlandetruppen exerzierte diese Kampfgruppe einen Überraschungsangriff. Zu diesem Zeitpunkt besaß noch keine andere Armee der Welt diese neue Waffengattung. Nur verständlich, daß man danach in den imperiali-

Schematische Darstellung des Öffnens eines Fallschirms mit Stabilisator.



stischen Ländern eifrig bemüht war, ebenfalls solche beweglichen Verbände aufzustellen. Die Grundlage für den Aufbau größerer Fallschirmjägereinheiten bildete natürlicherweise die Technik. Es ging vor allem darum, Fallschirme zu entwickeln, die sich bei relativ einfachem Packvorgang sicher und schnell öffnen. Auch mußte der Entfaltungsstoß für den Springer erträglich bleiben, der Schirm durfte nicht zu schnell sinken und nicht zu sehr pendeln, um bei der Landung möglichst Verletzungen zu vermeiden. Diese Forderungen erfüllten vorerst einfache Rundkappen – verschiedentlich auch Dreieck- und Viereckfallschirme. Sie wurden durch eine Aufzugsleine automatisch geöffnet. Der Springer war allerdings bei den meisten Konstruktionen, versagte der Öffnungsmechanismus, dem Schicksal ausgeliefert. Die Fallschirmjägereinsätze des zweiten Weltkrieges (UdSSR, faschistisches Deutschland, USA und England) lieferten genügend Beispiele. Deshalb rüstete die Sowjetarmee ihre Fallschirmjäger bald mit einem zusätzlichen Rettungsschirm aus.

Während des zweiten Weltkrieges und in den ersten Jahren danach wurden die Fallschirme nicht wesentlich verbessert. So konnten die Springer den Schirm nicht steuern, sondern mußten eben

Fallschirme von einst
(von links nach rechts):
Projekt von Leonardo da Vinci (1495)
Fallschirm des
Fauste Verancio (1617)
Entwurf von Lenormant (1738)
Ballonfallschirm
Lattemann/Paulus (1890)
Käthe Paulus beim Absprung (1891)
Tornisterfallschirm Kotelnikows (1912)

Die bewährten „Antonow"-Flugzeuge befördern Mannschaften bataillonsweise und setzen auch nichtabwurffähige Waffen ab.

Vor 35 Jahren sprangen die sowjetischen Fallschirmjäger über die Tragflächen der TB-3 ab. Die niedrige Geschwindigkeit dieses Transporters erlaubte den „Spaziergang" vom Ausstieg zur Flächenkante.

dort niedergehen, wohin sie „der Wind trieb". Erst mit dem Sportspringen und später auch durch die Weltraumfahrt erhielt die Entwicklung militärischer Fallschirme neue Impulse.

Der erste Vorzug des modernen Fallschirmes, ganz gleich, welche Form es auch sein mag, dürfte die relativ hohe Funktionssicherheit sein. Ein Beispiel dafür gaben vor zwei Jahren Springer der Fallschirmjägerschule Rjasan in der Sowjetunion. Fünfzig Springer, darunter neun Frauen, wagten einen Massenabsprung aus nur hundert Meter Höhe. Solch ein Absprung verlangt, daß der Schirm sofort, ohne die geringste Verzögerung geöffnet wird. Die fünfzig Springer der Sowjetarmee starteten in fünf Absetzflugzeugen vom Typ An-2 und sprangen bei 160 km/h – nur mit dem Hauptgerät ausgerüstet – ab. Ihre Fallschirme öffneten sich

Panzer fallen vom Himmel. An mehreren großen Fallschirmen gehen die Gefechtsfahrzeuge nieder. Unser Foto zeigt ein solches „Bündel" sowie einen Sprungschirm und rechts oben den Abwurf von kleinen Lasten (Munition, Verpflegung, Zusatzgeräte u. a. Ausrüstungsgegenstände).

militärischen Einsatz haben ähnlich den Sportschirmen Eigenvortrieb, d. h. der Schirm entwickelt bei Windstille eine Vorwärtsgeschwindigkeit. Der Eigenvortrieb wird durch den konstruktiven Aufbau der Kappe, durch Schlitze u. a., erzielt. Man kann das Landegebiet gezielt anfliegen, bzw. Hindernissen sicher ausweichen. Übrigens war auch der erste Schirm dieser Art eine sowjetische Konstruktion, der quadratische PD-47, der heute noch in der Grundausbildung genutzt wird.

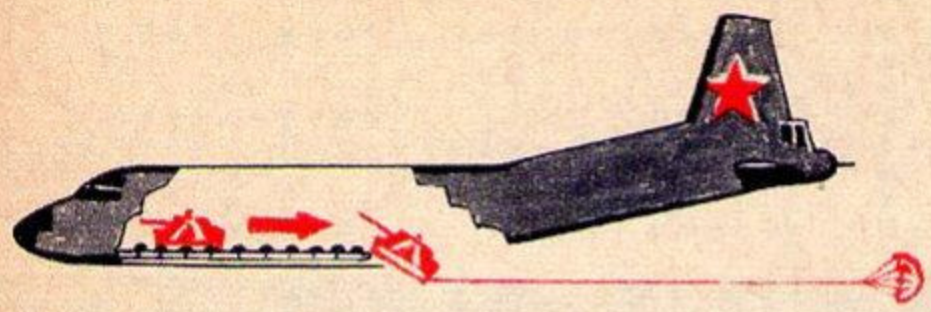
Fallschirmjäger tauchen meist überraschend im Kampfgebiet auf. Das Überraschungsmoment erreichte man im zweiten Weltkrieg hauptsächlich durch Absprünge aus geringen Höhen. Klassische Beispiele dafür sind die Überraschungsangriffe der faschistischen Fallschirmtruppe auf Holland und die Insel Kreta. Die Fallschirmkonstrukteure haben nun in den letzten Jahren auch die Möglichkeit des schnellen und effektiven Einsatzes von Fallschirmjägern aus großen Höhen geschaffen. Sie entwickelten Fallschirme mit Stabilisatoren. Mit dieser Konstruktion, die gleichzeitig eine sichere Öffnung garantiert, können große Höhen schnell überwunden werden. Ein geöffneter Fallschirm sinkt mit 5 bis 6 m/s. Aus einer Höhe von 4000 m würde ein Fallschirmspringer über sechs Minuten bis zur Landung benötigen. Mit dem Stabilisator wird diese Zeit auf knappe zwei Minuten reduziert.

Beim Springen mit diesem Gerät zieht die im Flugzeug

sofort, und das Experiment verlief ohne Zwischenfall.

Natürlich sind trotz hoher Sicherheit und technischer Vollkommenheit heikle Situationen vorgekommen. So hat in der vergangenen Zeit mancher Fallschirmjäger seinem Kameraden durch gewissenhafte Kontrolle des Fallschirms oder sogar durch reaktionsschnelles Handeln während des Sprunges das Leben gerettet. Oftmals liegen die Ursachen eines Versagens in winzigen Dingen versteckt, beim Zusammenlegen der Fallschirmkappe, im Einschlaufen der Fangleinen u. a. m. Der moderne Fallschirm läßt sich einfach packen, hat einen geringen Entfaltungsstoß, und beim Öffnen ist eine doppelte Sicherheit gegeben, denn der Springer kann beim Versagen der automatischen Öffnung auch selbst öffnen. Alle Sprungfallschirme haben heute eine solche Festigkeit und Stabilität, daß sie auch bei großer Absetzgeschwindigkeit oder nach längerem freien Fall einwandfrei funktionieren.

Die neuesten Schirme für den



Schema des Abwurfs von schweren Waffen und Geräten.

eingehängte Aufzugsleine zwar die Fallschirmkappe aus dem Verpackungssack, doch ein über die Kappe gezogener Verzögerungsschlauch verhindert, daß sie sich entfaltet. Am Ende dieses Schlauches öffnet sich nur ein kleiner Schirm, der die Aufgabe hat, die Lage des Springers in der Luft zu stabilisieren. Das hat beim Fallschirmjäger große Bedeutung, da er durch Waffen und Ausrüstung in seinen Bewegungsmöglichkeiten behindert ist. Mit der Stabilisierungseinrichtung führt der Springer einen gebremsten freien Fall aus und nähert sich mit etwa 40 m/s dem Erdboden. Erst wenige hundert Meter über dem Landegebiet löst ein Automat den Schlauch und gibt damit die Fallschirmkappe zur Öffnung frei. Für spezielle Einsätze nimmt man die Gleiter. Erinnern wir uns: Der klassische Fallschirm besaß keinen Eigenvortrieb. Erst der PD-47 hatte diese Eigenschaft und konnte auch gesteuert werden. Die modernsten Luftlandeschirme haben durch die zweckmäßige Anordnung von Schlitzen und anderen konstruktiven Änderungen an der Kappenform einen Eigenvortrieb bis etwa 4 m/s. Bei den Gleitfallschirmen wurde der Kappe eine aerodynamische Form, ähnlich der Flugzeugtragfläche gegeben. Einzelne Prototypen erreichten dadurch sogar 12 m/s Vortrieb. Dementsprechend verringerte sich auch die Sinkgeschwindigkeit, sie liegt bei 2 bis 3 m/s.

Parallel zum Personenfallschirm, dessen wichtigste Einsatzmöglichkeiten genannt wurden, gewann auch der Lastenfallschirm an Bedeutung. Allerdings sind das Öffnungs- und Stabilisierungssystem sowie die Landetechnik recht kompliziert. Eingeleitet wird der Öffnungsvorgang dieser Lastenschirme, bzw. eines Bündels von Lastenschirmen, wie beim Personenfallschirm durch eine Öffnungsleine. Soll der Vorgang verzögert werden, löst die Leine einen Öffnungsautomaten aus, der in der eingestellten Höhe den Verpackungssack aufzieht. Danach beginnen die Phasen der vollständigen Öffnung.

Zuerst entfalten sich kleinere Schirme, dann der Hauptschirm bzw. bei einem Bündel von Kappen die einzelnen Schirme des Systems. Da sich die Größe eines Lastenschirmes nicht unendlich steigern läßt und bei schwereren Lasten die Sinkgeschwindigkeit bei der Landung zu groß sein kann, schufen die Konstrukteure federnde Untersätze – z. B. für Panzer und Geschütze – und reaktive Bremseinrichtungen, die kurz vor der Landung zünden und der Sinkgeschwindigkeit entgegenwirken.

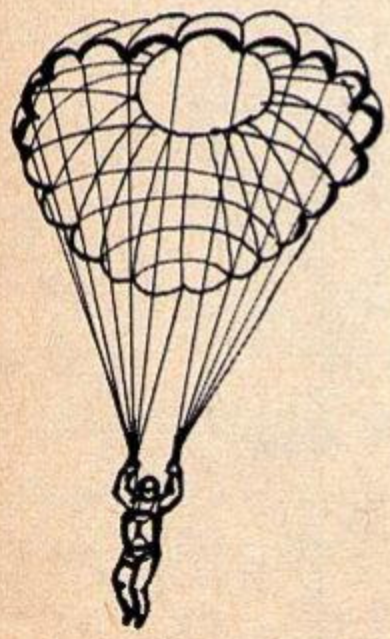
Eine andere Lösung, die Sinkgeschwindigkeit gering zu halten, ist der Einsatz von Lastengleitern. Bei kleineren Lastengleitern wurde der Vortrieb der Schirmkappen schon dazu genutzt, sie funkferngesteuert zu landen. Doch die neuen Entwicklungen sind noch im Versuchsstadium, da besonders bei größeren Lastengleitern konstruktive Schwierigkeiten auftreten.

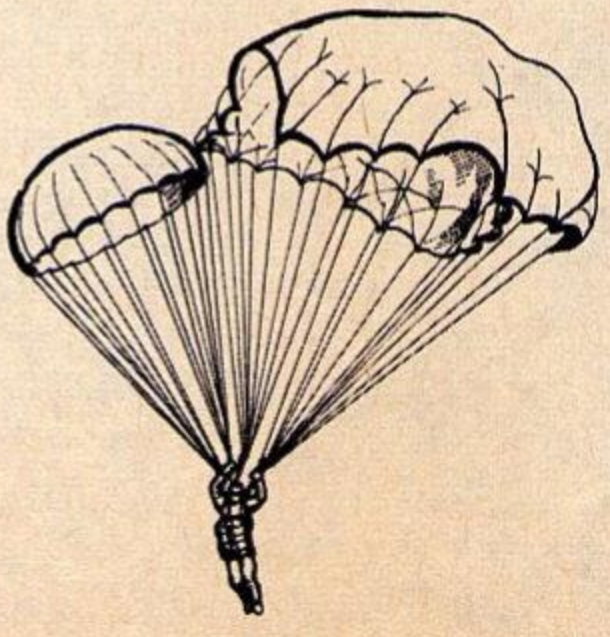
In den Manövern der Armeen des Warschauer Verteidigungsbündnisses wurde immer wieder deutlich, daß nicht nur die Fallschirmtechnik weit entwickelt ist, sondern auch die notwendigen Absetzflugzeuge vorhanden sind. Mit dem Einsatz der bekannten Antonow-Transporter (An-10, An-12 und An-22) wurde gezeigt, in welchem Umfang und in welcher Qualität die sozialistischen Armeen große Luftlandeoperationen unter den Bedingungen des modernen Gefechts unternehmen können.

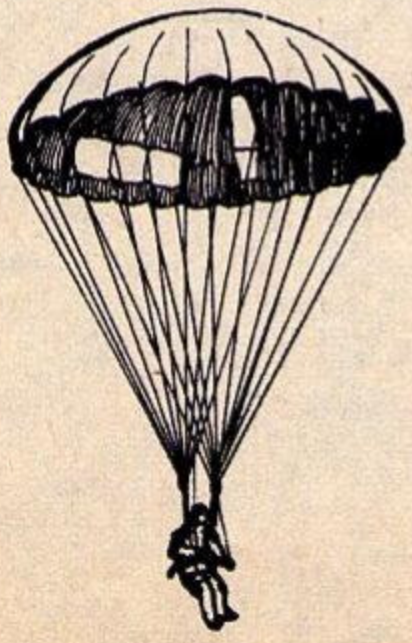
Waren beim ersten Massenabsprung der sowjetischen Fallschirmjäger 40 Flugzeuge notwendig, um 1200 Springer abzusetzen, so würden jetzt drei An-22 reichen, um diese Anzahl Springer in ihr Kampfgebiet zu bringen.

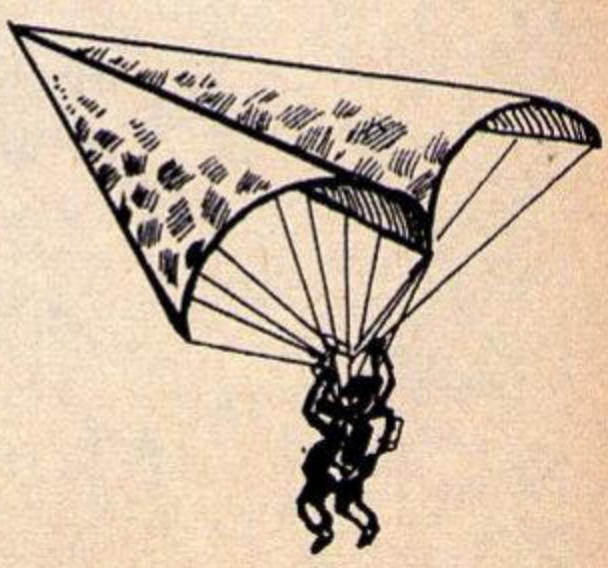
Hartmut Buch

Fallschirme von heute (von links nach rechts):
Dreieckfallschirm
Sprungfallschirm PD-47 mit Ersatzfallschirm PS-41a
Steuerbarer Fallschirm der NVA
Gleitfallschirm, Rogallo-Prinzip









MEISTER

Mein Name ist Rakätchen. Im vergangenen Oktober habe ich für die „Rakete" berichtet. Das war unsere Zeitung der „Messe der Meister von morgen". In dem Trubel der mehr als 100 Stände und zehntausenden Besucher konnte ich damals natürlich nur oberflächliche Bekanntschaften schließen. Jetzt freue ich mich, daß ich mich mit einem Kollektiv näher befassen kann, das auf der „MMM" ein Diplom erhielt.

Wir haben den Auftrag, zur Ostseemesse die Datenfernübertragung und die Steuerung unserer Flotte mittels EDV zu demonstrieren. Dafür müssen wir Systemlösungen ausarbeiten und entsprechende Programme vorbereiten. Die notwendigen Geräte haben wir ebenfalls kurzfristig zu beschaffen. Nun stehen drei Monate harter Arbeit bevor. Aber wir werden alle Anstrengungen unternehmen, um den Auftrag unserer Partei zu erfüllen . . .

schreibt Dieter Bürger in das Brigadebuch.

Es kam schon mal vor im Leben Dieter Bürgers, daß ihm vor Aufregung ganz schlecht war. Doch an jenem Sommertag zur Ostseemesse 1969 hatte seine Nervosität die oberste Grenze erreicht. Kaufte er sich doch zwei Pakete Aal und – warf sie in den Papierkorb! Was mag einen ausgereiften Mann von 31 Jahren dazu veranlaßt haben? Fragt man Dieter Bürger selbst, dann grinst er – heute! Damals aber lag ihm nichts ferner. Denn damals war das so . . .

Wir sind von einem Gefühl des Glücks erfaßt, das sich nicht beschreiben läßt. Keine Mühe, keine Ängste, kein Schweiß und keine Tränen waren umsonst. Wie sehr braucht man doch auch ein echtes Erfolgserlebnis. Vor uns stehen neue Aufgaben. Wir werden sie mit Tatkraft anpacken . . .

schreibt Dieter Bürger.

Es ist Messe. Am Stand der Direktion des Seeverkehrs und der Hafenwirtschaft. Hohe Persönlichkeiten treffen ein. Sie wollen sich informieren, wie die durchgehende Transportkette und der damit verbundene Einsatz der EDV und der Nachrichtentechnik funktioniert! Das MMM-Exponat und Jugendobjekt „Datenfernübertragung als Voraussetzung für moderne Flottensteuerung mit Hilfe der EDV" hat in diesen Minuten seine Feuertaufe zu bestehen.
Was nimmt es da Wunder, wenn der Leiter des Kollektivs Dummheiten macht und auch den übrigen Mitgliedern flau im Magen ist? Doch darauf nimmt niemand Rücksicht. Der Startschuß wird gegeben, die Vorführung läuft.
Beim Dispatcher der Deutschen Seereederei fängt alles an. Er bemüht sich, über Rügen-Radio die Verbindung mit dem Leitschiff „Ferdinand Freiligrath" herzustellen. Nur wenige Augenblicke vergehen, und aus den Lautsprechern am Messestand ertönt die Stimme des Kapitäns Hinz. Sie überbrückt eine Entfernung von 3000 km, denn die „Freiligrath" schwimmt im Mittelatlantik. Der Kapitän grüßt das ZK der SED mit dem Genossen Walter Ulbricht an der Spitze und gibt dann seinem Funkstellenleiter den Auftrag, mit der Übertragung der Informationen zur Küstenfunkstelle zu beginnen. Sie erfolgt mit Fehlerkorrekturgeräten mittels Funkfernschreiben. In diesem Moment blendet sich die Küstenfunkstelle ein, denn sie hat soeben den Lochstreifen von der „Freiligrath" empfangen. Nach kurzen Erläuterungen wird dieser in den Streifensender eingelegt und zum Rechenzentrum der Seeverkehrswirtschaft weitergeleitet. Dann blendet sich das Rechenzentrum ein und bestätigt den ankommenden Lochstreifen. Er wird sofort in den Robotron 300 eingegeben. Der Rechner demonstriert, wie auf Grund der eingegangenen Informationen aus der Flotte die EDV-Projekte und eine Optimierungsrechnung des Schiffseinsatzes aufbereitet werden. Die Ergebnisse spuckt der Streifenstanzer der EDVA aus. Sie dienen der Entscheidungsvorbereitung für die Direktoren und Fahrtgebietsleiter in der Deutschen Seereederei, geben optimale Lösungen für die Löschung der Fracht, für den Fahrplan der Flotte usw. Deshalb wird der Lochstreifen im Rechnerraum in die DFE 550 eingelesen und mit einer Geschwindigkeit von 600 Bit pro Sekunde zum Dispatcherstand in der Messehalle übertragen. Sofort schreibt der Organisationsautomat die Ergebnisse aus, und der Übertragung zur Küstenfunkstelle steht nichts mehr im Wege. Sie leitet die getroffenen Entscheidungen und Informationen weiter zur „Ferdinand Freiligrath". Damit ist die Kette geschlossen. Es sind kaum 20 Minuten vergangen.
Kaum zwanzig Minuten – doch was umfassen sie nicht alles! Ein ganzes in sich geschlossenes System. Aber was ist das, ein System? Die Leistung eines Kollektivs! Und das ist: Streiten.

Wer nie aufgibt?

Zweifeln. Bangen. Hoffen. Nichtaufgeben. Das ist aber auch: Erfolg haben, Freude spüren, glücklich sein.

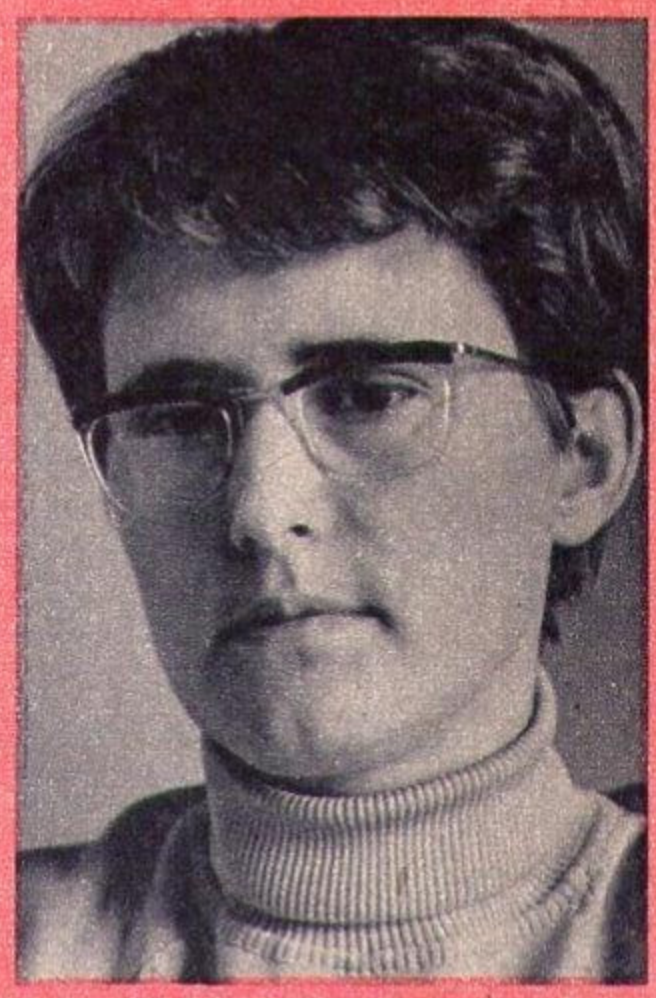
Heute, am Sonntag, beginnen wir nicht ganz so früh. Es ist 10.00 Uhr. Rügen sendet 12 000 Zeichen. Und ich sende 15 000 Zeichen. Wieder alles ohne Fehler.
Die Arbeit über das Wochenende hat sich gelohnt. Wenn auch die anderen am Strand liegen, so hat uns doch auf unsere Weise „die Sonne geschienen . . ."

schreibt Winfried Scheller.

Es war die Neugierde, wie wohl dieses oder jenes funktioniert, die ihn gereizt hatte. Und die Freude am Entdecken. Jahrelang war er zur See gefahren. Als Funkoffizier und Funkstellenleiter. Die Gesundheit setzte schließlich einen Strich unter die Fahrerei. Was tun? „Geh in die Abteilung EDV", sagten sie zu ihm, „da brauchen wir solche wie dich." – „EDV", überlegte Winfried Scheller, „was ist denn das eigentlich?" Er konnte nichts Rechtes damit beginnen. „Dann wirst Du es eben lernen", redete er sich selber ein. Und zugleich lockte es ihn. Die Morsetaste beherrschte er aus dem ff. Aber automatische und halbautomatische Nachrichtenmittel? Für

„Wasserwellen"

Winfried Scheller



Karin Hildebrandt

Uwe Elmer

ihn waren sie bislang ein Buch mit sieben Siegeln.
Und er hat es geändert. Gründlich. Das Projekt Datenfernübertragung hat er zu seinem eigenen gemacht. So, wie er's mit jedem anderen auch gemacht hätte. „Etwas Neuem zum Durchbruch zu verhelfen" sagt er immer, „das ist schwer. Sehr schwer. Aber wenn man es geschafft hat, dann spürt man, welcher Reiz im Überwinden von Schwierigkeiten liegt. Welche Kraft man daraus schöpft."

Sechs Kolleginnen und vier Kollegen absolvieren ein mehrjähriges Fernstudium . . . eine Kollegin führt ein Zusatzfernstudium durch, und vier Kollegen bilden sich durch ein postgraduales Studium an der Seefahrtsschule Wustrow bzw. an der Universität Rostock weiter. Eine Kollegin befindet sich in Vorbereitung auf ein Fernstudium . . Treten im Studium Schwierigkeiten auf oder benötigen die Fernstudenten Hilfe, so springen unsere Absolventen ein, um die Klippen zu überwinden . . .
schreibt Karin Hildebrandt.

Karin Hildebrandt wollte nicht. Absolut nicht. „Sollen sie doch einen anderen in die neue Abteilung delegieren!" Und so sagte sie nein. Kurz und bündig: Nein! Doch das nahmen sie ihr nicht ab in der Leitung. Man brauchte die Planungsleiterin Hildebrandt in dem neuen Jugendkollektiv. Sie redeten ihr ins Gewissen. Karin fuhr Argumente auf: „Wir sind solch eine gute Truppe." Und: „Ich kann doch die anderen nicht einfach im Stich lassen." Was aber waren alle diese Argumente gegen das eine: „Wir brauchen dich vor allem dort!"
Karin Hildebrandt, die Genossin Karin Hildebrandt, begann nachzudenken. Ihr „ja" klang dennoch traurig. Heute ist die Traurigkeit vergessen. Ebenso wie die Furcht, in einem neuen Kollektiv neu anzufangen. „EDV bedeutet mir sehr viel. Nicht weniger wie meine jetzigen Kollegen. Ich habe eine festumrissene Arbeit, die mir sehr viel Spaß macht. Deshalb bemühe ich mich auch, was Anständiges auf die Beine zu stellen."

Neulich diskutierten wir über das Thema „Wesen und Hauptelemente des ökonomischen Systems des Sozialismus und seine Anwendung auf die DSR".
Wir können durch zügige Erarbeitung unserer EDV-Projekte dazu beitragen, eine bessere Grundlage für die Mitarbeit aller Werktätigen unseres Betriebes . . . zu schaffen. Gerade die Anwendung der EDV ermöglicht doch die Gewinnung eines besseren Überblicks, einer besseren Kontrolle und auch ein wissenschaftlich vorbereitetes Eingreifen in den Reproduktionsprozeß des Seetransportes.

Die sich so ergebende hohe Verantwortung muß uns allen immer bewußt sein . . .
schreibt Uwe Elmer.

Auf der MMM wurde er Jungaktivist. Der Grund lag nicht nur in der guten Messevorbereitung. Uwe Elmer ist einer, von denen man sagt: „Zu dem kannste gehen, auf den ist Verlaß." 26 Jahre alt ist der FDJ-Gruppensekretär. Jeder muß fachlich ein As werden, ist seine Devise. Er selber ist auf dem besten Wege dazu. Seine Leiter übertragen im gern eine Aufgabe, weil sie wissen, er wird sein Bestes geben.

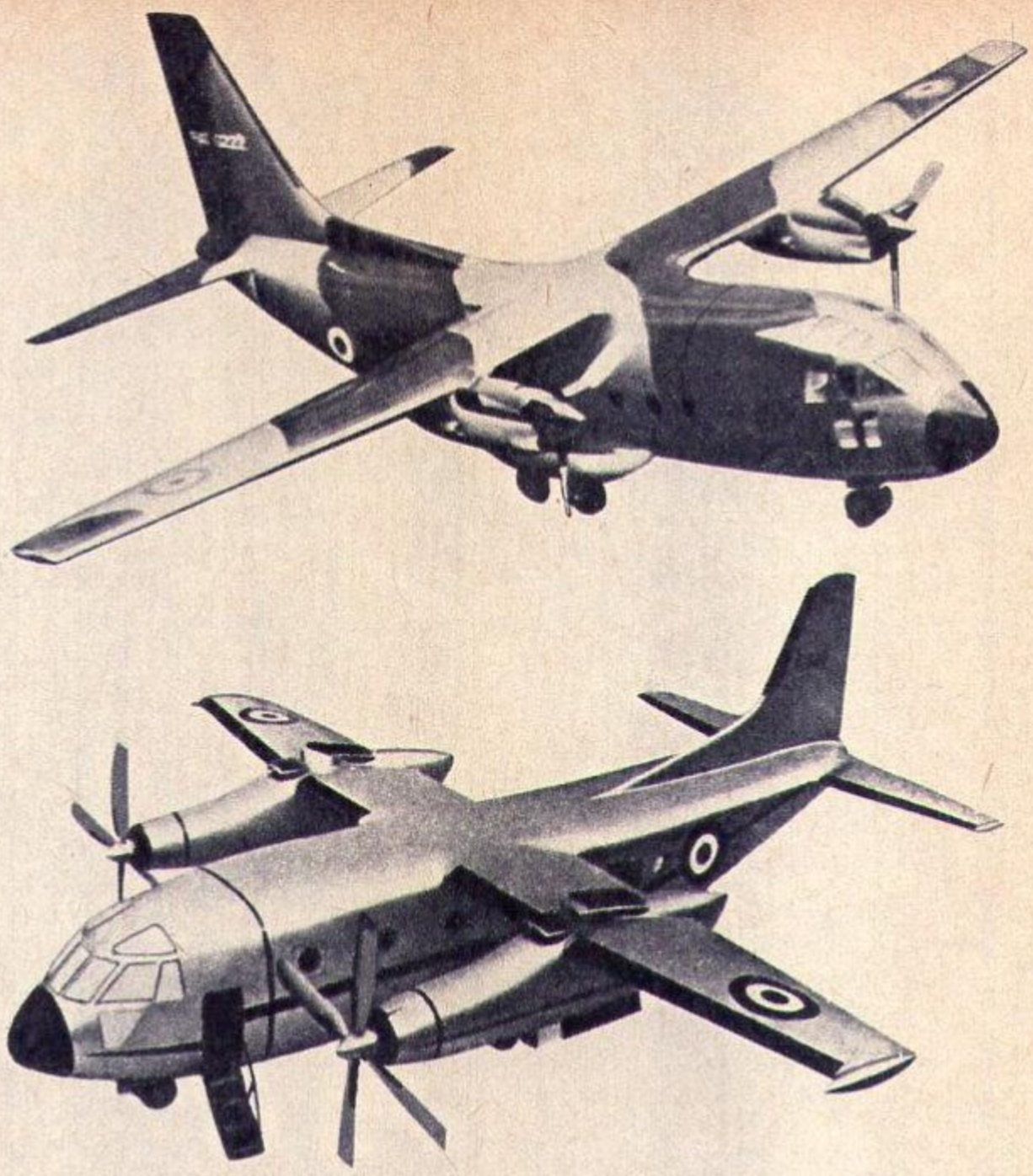
Fast täglich gibt es Streitgespräche, finden Auseinandersetzungen mit den Leitern und Werktätigen innerhalb und außerhalb unseres Bereiches statt. Immer geht es um die Durchsetzung neuer Leitungsmethoden und Organisationsformen. Aber gerade dieser tägliche Kampf ist es, der uns zusammengeführt hat, der unsere Menschen zu sozialistischen Persönlichkeiten formen hilft. Natürlich wird kaum jemand von sich selbst berichten, was er doch für ein vorbildlicher Mensch geworden ist. Vieles vollzieht sich auch im Unterbewußtsein des einzelnen. Als Leiter dieses Kollektivs kann ich jedoch immer wieder beobachten, wie sich dieser Prozeß vollzieht.
Wenn ich heute an die Zeit vor zweieinhalb Jahren zurückdenke, als die ersten Mitarbeiter zu mir kamen! Alle waren zwar von ihrem bisherigen Mitarbeiterkreis geachtet, von der in unserer Abteilung zu lösenden Aufgabe jedoch hatten sie noch nie etwas gehört. Genosse Seliger zum Beispiel, der gerade zum Kapitän berufen werden sollte, glaubte, als man ihm von der EDV erzählte, es handle sich dabei um eine besondere Form der Vergatterung, die mit seiner Funktion als Kapitän zusammenhinge.
Wenn ich heute täglich beobachten kann, wie selbstbewußt vor allem unsere Frauen, aber auch unsere männlichen Mitarbeiter in den fachlichen Beratungen und ideologischen Auseinandersetzungen mit den Fachexperten auftreten, so stimmt mich dieser Umstand sehr glücklich. Aber jeder muß ständig aufpassen, daß er hinter dieser stürmischen Entwicklung nicht zurückbleibt . . .
schreibt der heute an anderer Stelle arbeitende Dieter Bürger.

27 sind es an der Zahl. und das bedeutet: 27mal eine verschiedene Gefühls- und Gedankenwelt – und doch ein Ganzes. Dafür stehen zwei Tage in ihrem Brigadeleben, die sie nicht vergessen werden. Der 8. Mai 1968: Sie erhalten den Titel „Kollektiv der DSF". Der 6. März 1969: Sie erhalten die Auszeichnung „Kollektiv der sozialistischen Arbeit".

Es war ein weiter Weg dahin. 1967 kamen sie von überall her. Der eine war Kapitän, der andere Planer. Der eine Funkoffizier, der andere Spezialist im Rechnungswesen. Der eine Techniker, der andere Fachmann der Materialwirtschaft. Und keiner wußte eigentlich so recht, was er denn mit der EDV anfangen sollte. Das Lernen war Voraussetzung für ihre fachliche Leistung. Aber es war noch mehr. Das gemeinsame Leben, das nicht Nebeneinander-, sondern Miteinanderleben. Das gemeinsame Lachen und Fröhlichsein.
Das Sich-verantwortlich-fühlen für die Aufgaben im Kollektiv und außerhalb des Kollektivs. Das Beispiel der Genossen und auch der Genossen Kämpfer.
Ein Foto im Brigadebuch zeigt das Rostocker Ostseestadion. Auf der Rasenfläche ist ein Hubschrauber der Armee gelandet. Genossen der Kampfgruppen liegen mit Maschinenpistolen im Anschlag.
„Das war 1968 zur Kampfgruppenspartakiade," sagt einer und fährt dann schmunzelnd fort: „Damals haben wir einen Hubschrauber unserer NVA nach Manöverplan außer Gefecht gesetzt." „Hat auch von euch jemand gedient?" will ich wissen. Die vier Männer im Zimmer schauen sich an und lachen. Sie sind alle Reservisten. 9 insgesamt zählt das Kollektiv. Und da hatte ich ganz zuletzt und mehr zufällig einen weiteren Grund ihrer Erfolge entdeckt.

Euer Rakätchen –
in diesem Falle
Brigitta Schmidt

MILITÄR TECHNISCHE Umschau



Vielseitiges medizinisches Gerät

Mitarbeiter der Militärmedizinischen Akademie der Polnischen Armee konstruierten einen Perkussionshammer für Neurologen, der sehr vielseitig verwendbar ist. Neben seiner normalen Funktion zur Prüfung der Reflexe, kann das Gerät auch zur Untersuchung des Auges, zur Kontrolle des Tastsinns, der Schmerzempfindlichkeit und des Geruchsinns benutzt werden. Dazu sind spezielle zusätzliche Mittel eingebaut – ein elektrischer Belichter, verschiedene Nadeln, Pinsel sowie Ampullen mit Duftstoffen.

Fiat G-222, Italiens neuer Kampfzonentransporter

Die G-222 soll der Nachfolger der veralteten Fairchild C-119 werden. Am Bau dieses neuen Transporters sind alle italienischen Flugzeugfirmen beteiligt. Es ist sowohl eine Kurzstart- als auch eine Vertikalstartvariante vorgesehen. Letztere unterscheidet sich durch die Triebwerksgondeln, die neben den Marschtriebwerken (General Elektric T 64 P 4C) noch vier Hubstrahltriebwerke Rolls Royce RB 162 aufnehmen. Auch eine U-Bootbekämpfungs- und Hochseeaufklärerversion sind geplant.
Bei einer maximalen Abflugmasse von 26 500 kg soll das Flugzeug eine Gesamtzuladung von 13 800 kg haben. Es soll ferner 44 vollausgerüstete Soldaten bzw. 40 Fallschirmjäger oder 36 Verwundete aufnehmen können. Der Laderaum ist für das Absetzen palettierter Lasten über eine Heckladerampe eingerichtet.

Granatwerfer M-68

In Jugoslawien wurde ein neuer mittlerer Granatwerfer entwickelt und bereits der Truppe zugeführt. Seine wichtigsten taktisch-technischen Daten sind:
Kaliber – 81 mm; maximale Schußentfernung – 5000 m; Kadenz – 25 Schuß/min; Rohrlänge – 1640 mm; Gesamtmasse – 40 kg (Rohr 16 kg, Bodenplatte 11 kg, Zweibein 13 kg). Als Munition werden Wurfgranaten herkömmlicher Art, Nebel- und Signalgeschosse sowie schwere Wurfgranaten verwendet.

16-Tonnen-Schnellbrücke

In der britischen Pionier-Versuchsanstalt Christchurch konstruierte man ein Schnellbrükkengerät, das auch als Fähre einsetzbar ist. Die Hohlkastensegmente aus einer Aluminium-Zink-Magnesium-Legierung haben bei einer Uferbreite bis zu 15 m eine Tragfähigkeit von 16 Tonnen. Die Schnellbrücke kann von 16 Mann in 20 Minuten errichtet werden. Zum Einsatz der Fähre innerhalb von 45 Minuten sind 45 Mann erforderlich.

Hitzefeste Metallüberzüge

In den Laboratorien des Institutes für Festigkeitsprobleme der Ukrainischen SSR können Stoffe und Konstruktionsteile bei Temperaturen, die von der Nähe des absoluten Nullpunktes bis 3000 °C reichen und bei Druckgefällen, die in die Tausende von at gehen, auf ihre Festigkeit geprüft werden. Ein

besonderes Forschungsgebiet des Instituts sind hitzefeste Metallüberzüge, die Metalle bei starker Reibung an der Luft vor Verbrennen schützen. Außenhäute moderner Flugzeuge können sich, mit diesen Überzügen versehen, auf Temperaturen erhitzen, die normalerweise kein Metall aushält.

Panzer 68 wird eingeführt

Der aus dem Panzer 61 hervorgegangene neue Schweizer Typ 68 befindet sich bereits in größerer Stückzahl im Truppendienst. Neu an diesem Panzer sind die Gummistollenketten, die höhere PS-Leistung des Motors (660 PS gegenüber 630 PS) und das 7,5-mm-Koaxial-MG, das an die Stelle der 20-mm-Kanone getreten ist. Die Masse des Panzers beträgt 36 t, die Höchstgeschwindigkeit 55 km h. 9360 mm mißt seine Länge über alles.

Kontra Brandgefahr

Von 1967 bis 1969 gab es allein in der US-Air-Force 334 Flugunfälle, davon 206 mit Brand. Jetzt sollen 11 600 Maschinen des Heeres, und bis 1975 alle Starr- und Drehflügler Treibstofftanks aus stoß- und bruchsicherem Material mit automatischen Verschlußeigenschaften erhalten. Auch spezielle Treibstoffleitungen, die selbstschließend abknicken, sollen eingebaut werden.

F-15 ein Superjäger?

Am sogenannten Luftüberlegenheitsjäger F-15 arbeiten gegenwärtig verschiedene amerikanische Firmen im Auftrage der US-Luftwaffe. Aufgabe des neuen Flugzeuges soll nicht die Abfangjagd in der Luftverteidigung sein. Es soll vielmehr die Luftüberlegenheit über dem Gefechtsfeld erringen. Das ist die Konsequenz aus den Erfahrungen der Vergangenheit mit den weitaus wendigeren und beschleunigungsfähigeren sowietischen Flugzeugen

Anno Tobak

Kanone mit Sonderkaliber

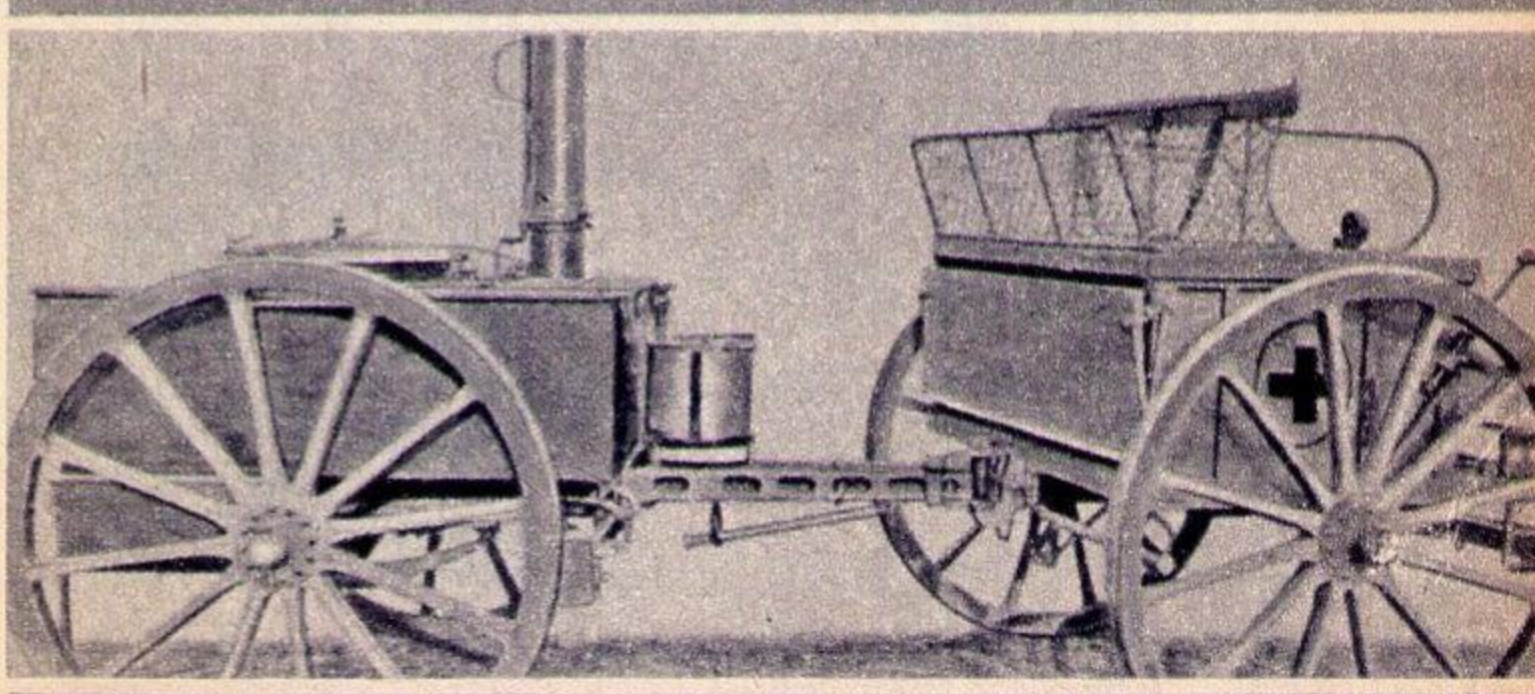
„Wer ein gut Heer haben will, muß beim Bauche anfangen", lautet ein alter Landsknechtspruch. Eine Binsenwahrheit? Ein militärisches Problem ersten Ranges, seit es das Heerwesen gibt!

Ein Militärtheoretiker der wilhelminischen Aera hat es 1897 in einem Kompendium der Strategie und Taktik (v. Scherff, W., „Die Lehre vom Kriege") in die nüchterne Sprache des Militärs übersetzt: „Die Leistungsfähigkeit einer Armee nach jeder Richtung hin hängt wesentlich mit ihrer auskömmlichen, guten und geregelten Verpflegung zusammen."

In den wachsenden Massenarmeen der imperialistischen Großmächte und angesichts der physischen und psychischen Belastungen des Soldaten im Gefecht war die Truppenverpflegung zu einem Problem geworden, das man neu durchdenken und in die militärische Kriegsvorbereitung einbeziehen mußte. In dem Bestreben, auch auf diesem Gebiet neue technische Hilfsmittel zu entwickeln, wurde die Feldküche geboren. Deutsche Militärs machten mit ihr erstmalig anläßlich eines Manövers der zaristischen Armee in Rußland um die Jahrhundertwende Bekanntschaft.

Die darauf folgenden Versuche mit russischen Feldküchen mündeten 1906 in eine Ausschreibung für deutsche Firmen, ein leistungsfähiges Gerät zu schaffen. Das von den Magirus-Werken in Ulm und der Firma Senking in Hildesheim entwickelte Modell (siehe Foto) wurde 1908 als Standard-Gerät eingeführt. Bei Kriegsausbruch war es im Etat der Infanterie-Bataillone (4), der Infanterie-Landwehrbataillone (4), der Jäger-Bataillone (4), der Radfahr-Kompanien (1), der MG-Kompanien (1) verzeichnet, ohne daß jedoch die Beschaffung in jedem Falle schon erfolgt war.

Die Feldküche wurde im ersten Weltkrieg auch unter schwierigsten Verhältnissen zur Verpflegungsbasis großer Teile der kämpfenden Truppe, faßte sie doch für den Notfall die eiserne Portion (3 Tagesrationen) einer ganzen Kompanie. Damit war im Prinzip eine wichtige Frage – sozusagen auf taktischer Ebene – geklärt. Die „Gulasch-Kanone" war freilich kein Grimmsches Tischlein-deck-dich. Die Strategen des deutschen Imperialismus ignorierten geflissentlich, daß beim Fehlschlagen ihrer Blitzkriegskonzeption Versorgungsschwierigkeiten in ganz anderen Dimensionen auf sie zukommen mußten – und das nicht nur für die kämpfende Truppe. Sie hätten sich einer anderen Spruchweisheit aus der Landsknechtszeit erinnern sollen, die da lautet: „Wo Krieg ist, wird der Brotacker dürr und der Gottesacker feist." G. T.



Gedankenlose Marschierer?

Die nebenstehende Karikatur aus den „Düsseldorfer Monatsheften“ ist mit dem Jahre 1852 datiert. Sie greift das pedantische Drillsystem an, das damals die Kasernenhöfe beherrschte und nicht nur den Schritt, sondern vor allem das Denken des Soldaten auf preußisch-deutsches Einheitsmaß bringen sollte. Sozusagen ein Mini-Maß, auf daß der geistig verkrüppelte Krieger seinem Monarchen als gedankenloser Marschierer brav und ohne zu mucken in alle Feldzüge folge und ihm reiche Beute hole, in Bataillonskolonne und starren Formationen vorgehend, jeder Schritt 2 Fuß 4 Zoll und 108 in der Minute .

Lang, lang ists her.

Gar nicht so lange her ist es allerdings, daß ein junger Mann unserer Zeit den Begriff des gedankenlosen Marschierers in einen Disput über den Wehrdienst hier und heute warf. Es war im Anschluß an eine Jungwählerversammlung, Mitte März 1970. Hansjoachim Leutert ist EDV-Lehrling, ein heller Kopf und streitbarer schöpferischer Geist — der aber meint, Schöpfertum und Befehlsausführung vertrügen sich nicht miteinander. Ergo, folgert er, sei „das Befehlsprinzip in der Armee kein Nährboden für persönliche Initiative und schöpferisches Arbeiten“.

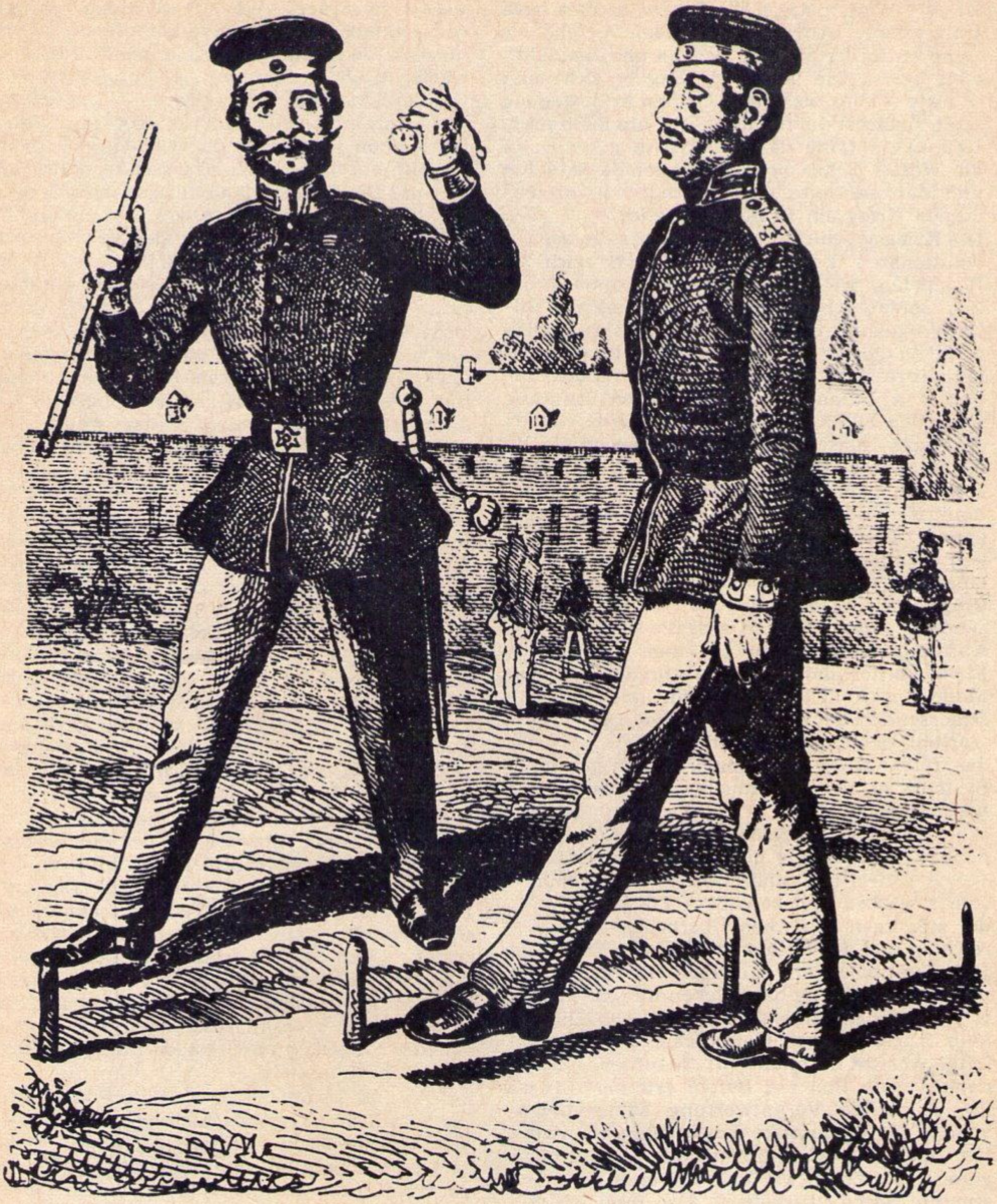
Darüber lohnt es zu debattieren, zumal Hansjoachims Auffassungen von manch anderem geteilt werden.

Siehe den cand. med. Karsten Huchwitz, der „den Spielraum für eigene Initiativen beim Militär stark eingeengt“ sieht. „Was kann denn im Rahmen von Befehlen an ganz persönlicher Entscheidungsfreiheit und Entscheidungsbefugnis übrig bleiben?“, fragt er mit skeptischer Miene. Sein Kommilitone Rainer Brasse schließt daraus, daß man hier höchstens von einer „amputierten“ Initiative sprechen könne. Ebenso wäre Max Ritze, Betonbauer aus Rostock, nicht bereit zu sagen, daß sich der gute Soldat durch bedingungslose Befehlsausführung *und* schöpferische Initiative auszeichnet. „Das eine schließt das andere aus“, unterstützt ihn Erwin Hök, Fachverkäufer aus Leipzig. Kategorisch behauptet er: „Wo es ein Dienstreglement gibt, das alles vorschreibt, wird jede Eigeninitiative niederreglementiert!“

Das schien mir so schön provokant, es 122 Soldaten als Frage zu präsentieren. Schließlich müssen die dem Dienstreglement „Unterworfenen“ ja am besten wissen, wie's darum steht. Die Antworten sind recht eindeutig: 89% aller Befragten jedenfalls fühlen sich durch die Befehle und Dienstvorschriften nicht „niederreglementiert“, sondern bekräftigen vielmehr, daß sie in klaren militärischen Anweisungen keineswegs ein Hindernis für das Entwickeln von eigenen Initiativen sehen.

„Warum auch?“, fragt Gefreiter Jens Beccard. Und erklärt dazu: „Ich komme aus dem Straßenbau. In der NVA habe ich als Pionier ähnliche Aufgaben. Draußen hat mir der Meister die Arbeitsaufträge gegeben. Die habe ich dann, so gut ich konnte, erledigt. Das Wie war meine Sache. Schon um auf mein Geld zu kommen, habe ich mir überlegt, wie gehst du ran, wie machst du's am rationellsten, womit beginnst du, wie schaffst du's in kurzer Zeit, wie leistest du anständige Arbeit? Im Grunde ist das bei der Armee um keinen Deut anders. Nur, daß es hier nicht mehr ‚Mäuse‘ gibt dafür. Draußen war es der Arbeitsauftrag, hier ist's der Befehl, der mir sagt, was ich zu tun habe. Aber nachdenken über meine Aufträge muß ich hier genauso. Das nimmt mir keiner ab. Na, und wo man über eine Sache nachdenken muß, die einem aufgetragen ist, da ist nicht nur Platz für ein schöpferisches Herangehen, sondern da

Die aktuelle Umfrage



Neueſte Marſchier-Methode.

„Alſo aufgepaßt! Jeder Schritt 2 Fuß 4 Zoll und 108 in der Minute, ſonſt hat det janze Marſchieren ja jar keenen Zweck nich!“

ist es einfach nötig.“ Folglich betrachtet auch Unteroffizier Alfred Schoth den Befehl als „eine Aufforderung zum *Denken* und Handeln“, weil ja – wie Friedrich Engels sich ausdrückte – alles, was die Menschen in Bewegung setzt, zunächst durch ihren Kopf hindurch muß. Und Lenin faßte das, militärisch gesehen, in die Worte: „Ohne bewußt handelnde Soldaten und Matrosen mit eigener Initiative ist im modernen Krieg ein Erfolg unmöglich.“

Die Kriegsgeschichte und besonders die der revolutionären Befreiungskämpfe ist reich an Beispielen, wie entschlossene Kommandeure und Soldaten bestimmte Situationen mit Initiative genutzt haben, um sie für sich erfolgreich zu gestalten und den Sieg im Gefecht herbeizuführen. Zweifelsohne gewinnt die Einheit von Befehl und persönlicher Initiative unter den Bedingungen des Raketen-Kernwaffenkrieges noch wesentlich an Bedeutung, da die Handlungen Einzelner den Erfolg oder Mißerfolg im modernen Gefecht in einem Maße beeinflussen können, wie man es bisher kaum kannte. Beispielsweise „erfordern die modernen Waffen und technischen Kampfmittel einerseits eine noch eingehendere Spezialisierung“, erklärt Generalleutnant Siegfried Weiß, „andererseits entwickelt sich die moderne Bewaffnung immer mehr zu einem kollektiven Einsatzmittel und verlangt in immer höherem Maße das kollektive Handeln und die Geschlossenheit der Kampfkollektive. Die Verantwortung des einzelnen und des Kollektivs für das reibungslose Funktionieren des gesamten Systems, für die Erfüllung des Kampfauftrages wachsen ständig.“

Wo aber jedem einzelnen Soldaten eine derart hohe Verantwortung übertragen ist, bedarf es – wie Gefreiter Lothar Gellert hervorhebt – „einer wachen und bewußten Pflichterfüllung, der ständigen kritischen Überprüfung des Erreichten und des Mitdenkens bei der Erfüllung jeder militärischen Aufgabe. Da kann man nicht so in den Tag hineinleben und mehr oder weniger gedankenlos mitmarschieren.“ Dieserhalb macht Flieger Gerd Schuricht auf eine irrige Ansicht aufmerksam: „Mancher Genosse denkt, wenn ihm ein Befehl erteilt wird, ist ihm damit die Verantwortung abgenommen, weil ja der Vorgesetzte den Befehl verantworten muß. Aber wird mir mit dem Befehl nicht gerade die Verantwortung für eine ganz bestimmte Sache übergeben? Also muß ich mir Gedanken machen, wie ich diese Aufgabe am besten und schnellsten erfüllen kann. Ihre prompte Erledigung liegt in meinen Händen, dafür bin ich verantwortlich – und ich muß dafür geradestehen. Das bedeutet, ich muß meinen Kopf anstrengen, meine Kenntnisse anwenden, Entschlüsse fassen und sie selbst durchsetzen. Wenn das nicht Initiative und Mitdenken erfordert, will ich Hugo heißen.“

Soldat Günter Juschka meldet dennoch Bedenken an. Er ist Mot.-Schütze. Daraus resultiert seine Frage: „Wo soll ich kleines Würstchen, immer in der Gruppe kämpfend und von tausend Kommandos des Gruppenführers vorwärtsgetrieben, denn mit ‚schöpferischer Initiative‘ eigene Entschlüsse fassen?“ Gegenfrage von Unteroffizier Reinhard Köppen: „Geht nicht schon jedem Schritt, beispielsweise beim Angriff, ein blitzschnell zu fassender Entschluß voraus? Der Entschluß nämlich, wohin ich meinen Fuß setze, um nicht zu stürzen, um schnell vorwärtszukommen, um in der Gefechtsordnung zu bleiben, um die günstigste Deckung und Feuermöglichkeit zu haben. Erfordert es nicht eine große Entschlußfreudigkeit, Übersicht und selbständiges Handeln, den Gegner aus allen Lagen gezielt und wirkungsvoll zu bekämpfen? Der Gruppenführer kann immer nur den allgemeinen Kampfbefehl geben, auf dessen Grundlage jeder Soldat weitgehend selbst entscheiden muß, wie er ihn in seiner konkreten Situation zu erfüllen hilft.“

„Das erste“, betont auch Generalmajor Joachim Goldbach, „was der Soldat lernen und begreifen muß, ist, sich jeder Lage auf dem Gefechtsfeld schnell anzupassen, schnell darauf zu reagieren. Jeder Soldat hat dort eine andere Situation. Die Situation des Schützen A, der vielleicht zehn Meter vom Schützen B entfernt ist, aber wie jener einen gegnerischen Panzer oder Feuerpunkt bekämpfen soll, ist völlig anders als die seines Kameraden. Der Schütze A kann nicht in der völlig gleichen Art und Weise reagieren wie der Schütze B. Er hat andere Bedingungen, die folglich auch einen anderen Entschluß erfordern. Gerade hierin, in dem schnellen Eingehen auf die konkrete Situation, in seiner Initiative bei der Befehlsausführung liegt das eigentliche Schöpfertum des Soldaten. Es geht also darum, nicht stur und gedankenlos – wie etwa bei der friderizianischen Taktik – seinem Vordermann hinterherzutrotten und einfach drauflos zu laufen, sondern stets die konkrete Lage zu berücksichtigen und sich darauf einzustellen. Das verlangt ganz natürlich den bewußt handelnden, gut ausgebildeten Einzelkämpfer – auch im Kampfkollektiv.“

Befehl und schöpferische Initiative schließen einander nicht aus, sondern bilden eine Einheit. Den militärischen Auftrag erfüllen, setzt immer und überall eigene Gedankenarbeit voraus, das Klarmachen der Aufgabe und die Suche nach dem günstigsten, effektivsten und schnellsten Lösungsweg. Bertolt Brecht sprach einst vom Glück des Soldaten der Revolution, und er fand dazu auch den folgenden Vers:

Sein Trupp ist eisern fest
Er ist weithin dafür bekannt
Daß er macht mit Geschick und *Verstand*
Alles, was sich machen läßt.

Karl Heinz Freitag

Ihr Generalstabsplan scheiterte

Die da am 17. Juni 1953 Arbeiterfunktionäre überfielen, schwarzrotgoldene und rote Fahnen herunterrissen, Autos umstürzten und Brände legten (auf unserem Foto das Columbushaus in Berlin), das waren Rowdys, von imperialistischen Geheimdiensten bezahlte Provokateure.

Die Republik geht in ihr viertes Jahr. Es geht aufwärts, noch nicht mit Siebenmeilenschritten, aber doch sichtbar. Die 2. Parteikonferenz der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands hat es im Juli 1952 beschlossen: Der Sozialismus wird in der Deutschen Demokratischen Republik planmäßig aufgebaut! Ein Beschluß, der wahrhaft historisches Gewicht hat. Sozialismus – für uns heute konkrete Wirklichkeit, Selbstverständlichkeit unseres täglichen Lebens. Damals, vor 18 Jahren, war das Wort noch Zukunft, bevorstehender Kampf, aber doch nun schon Tagesaufgabe, das Nahziel, das endlich in einem Teil Deutschlands Wirklichkeit werden sollte.

„Wir haben es immer gewollt! Wir haben es ersehnt! Wir haben es in uns getragen, wie einen heiligen Schatz! Wir haben gekämpft! Wir haben gelitten und Opfer gebracht, wie sie ein einzelner für diese große, schönste und herrlichste Idee nur bringen kann

Ich erlebte manche Zeitenwende. Immer wieder mußten wir mit Bitternis feststellen, daß die Reaktion verstand, solchen Zeitenwenden ihren Stempel aufzudrücken. Ich glaube, dieser Zeitenwende, an der wir uns befinden, drükken wir den Stempel unseres Wollens auf!“

Otto Buchwitz sagt es in der sonnenüberfluteten Berliner Werner-Seelenbinder-Halle, der Tagungsstätte dieser Konferenz – das Bekenntnis eines Kampflebens. Vielleicht können auch wir, die jüngere Generation, etwas von dem mitfühlen, was den bewährten Arbeiterfunktionär in diesem Augenblick bewegte.

Aber auch andere bewegt etwas, andere, für die solche Zeitenwenden kein Grund zum Jubeln sind, die sich seit Jahren alle Mühe geben, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Wie? Sie sagten es eigentlich immer sehr deutlich, schon damals, im Jahre 1952: Konrad Adenauer, Kanzler der westdeutschen Bundesrepublik: „Die Neuordnung in Europa ist das Ziel unserer Politik.“ ▶

Werktätige Karl-Marx-Stadts demonstrieren nach dem 17. Juni für ihren Staat.

Heinrich v. Brentano, Adenauers Außenminister: „Wir werden alles tun und das Letzte unternehmen, ich sage ausdrücklich: alles und das Letzte, um die sowjetische Besatzungszone wieder zurückzuholen."

Und Jakob Kaiser, ebenfalls Minister im Bonner Kabinett, glaubt den Tag, an dem das geschehen soll, schon in nicht allzu weiter Ferne: „Der Generalstabsplan ist so gut wie fertig. Es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß dieser Tag X rascher kommt, als die Skeptiker zu hoffen wagen."

Tag X – darum geht es ihnen. All das, was diesem Tag entgegenstehen könnte, alles, was auch nur im geringsten wie internationale Entspannung, wie Verständigung oder Fortschritt klingt, ruft ihren wütenden Widerstand hervor. Und gerade solche Klänge sind am Beginn des Jahres 1953 nicht zu überhören:

Am 26. April werden die von der ganzen friedliebenden Welt geforderten Waffenstillstandsverhandlungen zur Beendigung des Krieges der USA in Korea wieder aufgenommen.

Wenn Verhandlungen in Korea möglich sind, warum nicht auch in Deutschland? Schlimme Dinge, die da auf die westdeutschen Herren zukommen. Am 14. April fordert der Völkerkongreß in einem Friedensappell die Großmächte auf, zu verhandeln und einen Friedenspakt abzuschließen. Die Regierung der UdSSR greift diesen Appell sofort auf, und auch die DDR-Regierung unterstützt ihn. Da reagiert natürlich nicht nur Washington „sehr kühl".

Schon wieder Verhandlungen? Adenauer klingt das sicher allmählich in den Ohren.

Und was sich da in der Deutschen Demokratischen Republik tut, ist ebenfalls ganz und gar nicht nach dem Geschmack derer von Bonn. Trotz vieler Schwierigkeiten – die Spaltung Deutschlands wirkt sich auf die Wirtschaft der rohstoffarmen DDR besonders ungünstig aus –, trotz der nie nachlassenden Störaktionen von Westdeutschland aus wächst die Produktion, steigt der Lebensstandard, gewinnen Kultur und Sport international an Gewicht. Aufwärts geht's bei uns, auch ohne sie, die „klugen" Konzernherren. Das kann, das darf doch nicht sein. Also noch mehr dazwischenfunken. Und sie funken, mit den tausend kleinen und großen Mitteln des kalten Krieges. Eine Schlagzeilenauswahl aus dem „Neuen Deutschland" in jenen Monaten:

„USA-Atomwaffentransporte nach Bayern. Große Empörung in der Bevölkerung."

„Terrorwelle gegen westdeutsche Jugend. Jupp Angenforth verschleppt."

„Adenauer setzt Kriegsverträge auf kaltem Wege durch! Bonn stellt bereits Söldnerarmee auf. ‚Washington Star' bestätigt beschleunigte Aufrüstung Bonns."

„Juristen aus aller Welt protestieren gegen geplantes KPD-Verbot."

„Nationalpreisträger Andrew Thorndike mit fingiertem Telegramm nach Westberlin gelockt und als ‚Spion' verhaftet."

„Prozeß gegen Lebensmittelkartenfälscher aus Leipzig. Druckmaschine und gefälschte Marken aus Westberlin."
„Überfall einer bewaffneten Bande auf Zirkus Barlay, Pferde sollten nach Westberlin verschleppt werden."
Internationale Entspannung, Widerstand gegen die westdeutsche Aufrüstung, planmäßiger Aufbau des Sozialismus in der DDR! Da paßt aber auch nichts ins Konzept der Bonner Politik. Jetzt muß Jakob Kaisers Generalstabsplan in Aktion treten. Sogar Allan W. Dulles, Chef des USA-Spionagedienstes, ist nach Westberlin gekommen. AEG, Siemens und andere Konzerne beginnen bereits, an den Börsen Aktien ihrer ehemaligen Werke in der DDR aufzukaufen.
Und so soll der Tag X ablaufen:
Der RIAS leitet direkt an. Aus Westberlin werden ihre Leute in die DDR eingeschleust. Sie sollen Mißstimmungen und Unzufriedenheit unter Teilen der Arbeiterklasse und kleinbürgerlichen Schichten nutzen, Streiks und Demonstrationen organisieren und sich an deren Spitze stellen. Dann sollen Überfälle inszeniert, Brände gelegt, Schießereien provoziert werden und schließlich will man zu Mord und Totschlag und zum Sturz der Regierung aufrufen.
Aber Irrtum! Nicht bei uns. Wohl folgen den Provokateuren in einigen Städten Werktätige auf die Straße, aber nicht um an Ausschreitungen teilzunehmen und schon gar nicht, um ihre Regierung zu stürzen. Da trennen sich sehr schnell die Geister. Die Arbeiter selbst, und da, wo es notwendig ist, Einheiten der Kasernierten Volkspolizei und der Sowjetarmee, sorgen für Ordnung.
Den Generalstreik, einen „Volksaufstand" möchte man gern der Welt präsentieren und dann der Bevölkerung der DDR die „Freiheit" bringen. Aber was der Arbeiter von solcher Art Freiheit hält, zeigt die große Mehrheit der Werktätigen den Putschinitiatoren im Hintergrund und ihren bezahlten Randalierern sehr deutlich. Eisenhüttenkombinat Ost: Die Produktion läuft wie an allen Tagen. Die Hochöfner schauen erst verwundert auf einige Provokateure, die von Streik faseln. Als aber dann Hetzparolen gegen Parteifunktionäre und die Regierung folgen, packen die Arbeiter zu. Randalierer und Aufwiegler kommen in ihr Werk nicht hinein.
Das Kraftwerk Klingenberg, Stromlieferant Berlins, soll natürlich zuerst stillgelegt werden. Aber auch hier geht der schöne Generalstabsplan nicht auf. „Das Kraftwerk muß laufen, denn Berlin braucht Strom", sagen die Klingenberger.
Vor dem Berliner VEB Aktivist sammelt sich eine grölende, randalierende Menge Halbwüchsiger. Während die Backöfen nicht ausgehen, werfen die kräftigsten Arbeiter die bereits in den Werkhof eingedrungenen Burschen hinaus. Das Braunkohlenkombinat Böhlen erfüllt seinen Plan in der Woche vom 17.–23. Juni mit über 105 Prozent. Die Eisenbahner der Republik sichern die Versorgung, der Berufs- und Reiseverkehr geht ohne Unterbrechung weiter. Die Kumpel im Steinkohlenbergbau fördern mehr Kohle als je zuvor.
Nichts ist mit einem Generalstreik. Die Arbeiter halten nichts von einem „Aufstand" gegen ihre eigene Regierung.
Und wie die Arbeiter in den Betrieben, bestehen auch die größtenteils noch sehr jungen Genossen der KVP diese Bewährungsprobe. Erstmals müssen sie im wirklichen, harten Klassenkampf bestehen. Wer da mit Steinen, Schlagstöcken, Brandflaschen und sogar Schußwaffen dem Sozialismus zu Leibe rücken will, mit dem gibt es kein Diskutieren, dem muß man auf die Finger klopfen. Und das tun die Volkspolizisten auch kräftig.
Der Generalstabsplan für den Tag X erweist sich als große Generalstabspleite.

Günther Wirth

Junge Berlinerinnen bringen verletzten Volkspolizisten den Dank für ihre Einsatzbereitschaft bei der Abwehr des Putschversuchs der Konterrevolution.

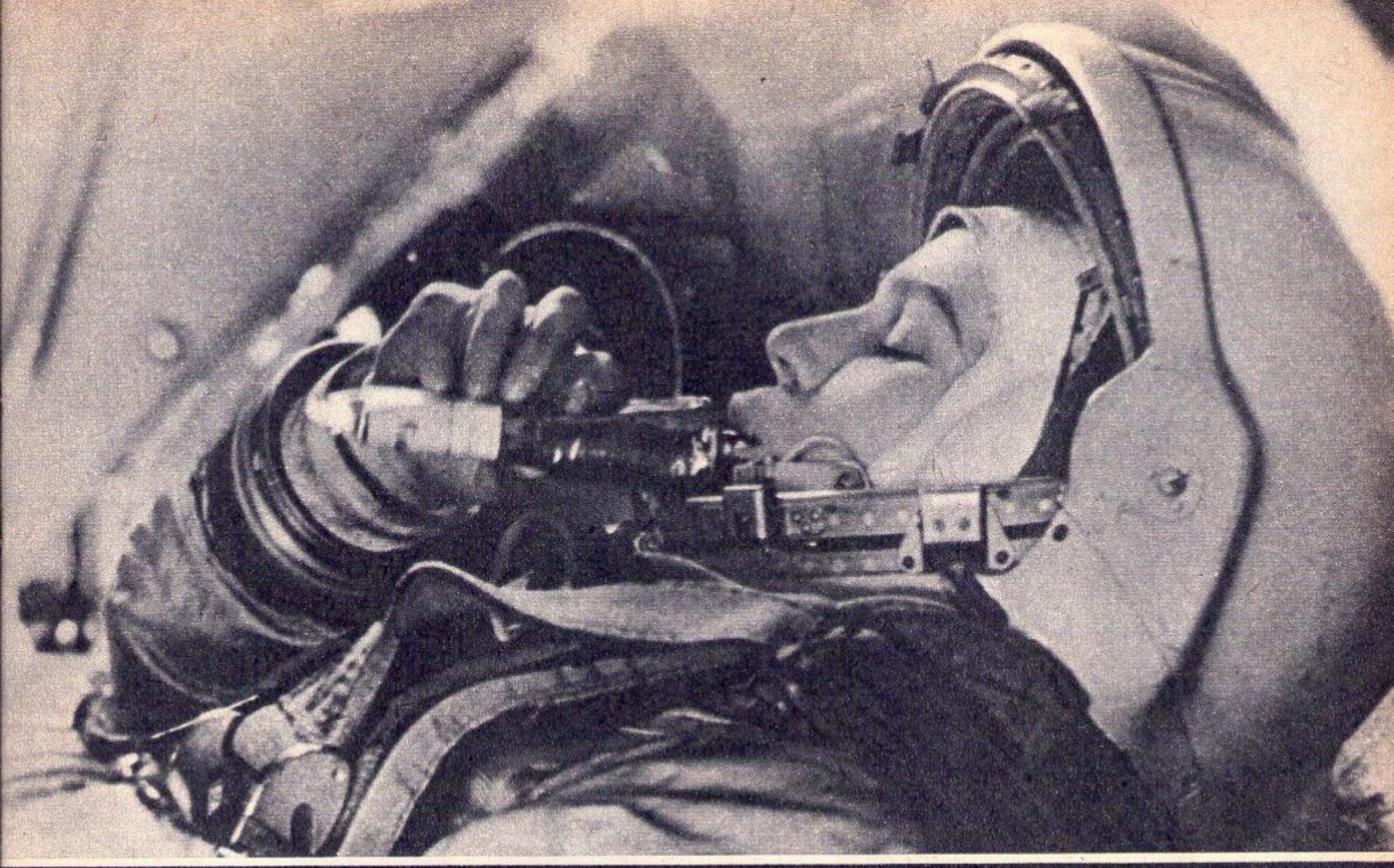
Konzentratwürfel à la carte?

Mitunter hört man, daß Kosmonauten ganz speziell verpflegt werden. Was essen sie nun tatsächlich? „Eine gewöhnliche Kost, wie andere Menschen auch", wird der Uneingeweihte sagen. Das ist nicht ganz exakt. Das Problem der Flugmasse eines Raumschiffes bewegt nicht nur seine Konstrukteure oder die „Schneider", die die Kosmonauten kleiden, sondern ist auch gleichermaßen für jene wichtig, die die kosmische Speisekarte zusammenstellen. Rechnen wir doch einmal nach: Der Tagessatz an Kaltverpflegung für einen Soldaten beträgt rund 2,5 kg. Wenn man das Wasser hinzurechnet, das dem Körper in Form von Tee, Kaffee oder Suppe zugeführt wird, so erreicht die Tagesration ein Gewicht von fast dreieinhalb Kilogramm. Das heißt, drei Mann Besatzung, die sich auf einen einwöchigen Flug begeben, müßten 40 kg Lebensmittel mitnehmen, das Wasser nicht mitgerechnet. Aber die gegenwärtigen Raumflüge sind Versuchsflüge; in naher Zukunft wird die Menschheit Zeuge von interplanetaren Reisen werden, die Monate und Jahre dauern. Dann wird es mit den Lebensmittelvorräten problematisch. Zu bedenken ist dabei nicht nur das Gewichtsproblem, sondern auch die Haltbarkeitsdauer der Produkte. Daraus wird ersichtlich, daß sich der „Raumfahrtkoch" mit einer Reihe sehr komplizierter Fragen herumzuschlagen haben wird. Einiges ist schon während der Flüge, die bisher stattfanden, gelöst worden. Es zeigte sich, daß man das Gewicht der Lebensmittel wesentlich verringern kann, wenn man ihnen schon auf der Erde das Wasser entzieht und die natürlichen Abfälle beseitigt (Gemüseschalen, Fischschuppen, Knochen usw.). Hierbei leistete die Sublimation – das Trocknen – große Hilfe. In unserer Phantasie ist der Begriff „Trocknen" mit einem stark geheizten Ofen verbunden. In den Sublimationskammern aber geschieht dieser Prozeß bei einer Temperatur von minus 10–15 °C unter Vakuum. Durch solch ein Trocknen bleiben die geschmacklichen Eigenschaften der Produkte, ihre Farbe, der Geruch und die Vitamine besser erhalten. Bei hohen Temperaturen jedoch werden die Fermente erheblich zerstört. Nach der Sublimation werden die Produkte zu kleinen Würfeln gepreßt. So wird z. B. einer Fruchtspeise, jeweils zur Hälfte Quark und Fruchtmarmelade, die Form von zehn solchen Würfeln gegeben. Diese Portion ist fünfmal so klein wie die Portion, die man im Restaurant bekommt, sie hat jedoch den gleichen Kaloriengehalt. Mit Speichel, einem Schluck Saft oder Wasser vermischt, bekommt sie rasch ihre natürliche Form und Qualität. Jede „Tablette" ist von einer genießbaren Verpackungsschicht umgeben, damit sie während des Essens nicht krümelt. Unter den Bedingungen der Schwerelosigkeit könnten diese Krümel, wenn sie im Raumschiff frei herumfliegen, große Unannehmlichkeiten hervorrufen. Auf die gleiche Weise kann man auch geschältes Gemüse „leicht machen".

Wie sieht es mit warmen Gerichten aus, kann man etwa auch fertigen Eintopf trocknen? Man kann. Eintopf oder Suppe werden nach dem Kochen in die Trocken-Kammer gestellt. Ist der Prozeß zu Ende, bleibt ein Gericht von etwa 50 g. Die Menge, die für eine Mahlzeit benötigt wird, verpackt man dann in einen Polyäthylenbeutel. Bei Gebrauch gießt der Kosmonaut heißes, abgekochtes (+ 40 bis + 60 °C) Wasser hinzu, schüttelt das Ganze ein paarmal und hat ein fertiges Essen, das aussieht, als käme es gerade frisch aus der Küche.

Wir hören schon die Fragen der Leser: „Was für einen Sinn hat es, das Produkt erst zu trocknen, um es dann wieder aufzuweichen? Heißt das, daß der Kosmonaut während des Fluges große Mengen Wasser mitnehmen muß?"

Ja, er muß einen bestimmten Wasservorrat mitnehmen, allerdings nur einen geringen. Das während des Fluges benötigte Wasser muß regeneriert, aufgefrischt, werden. Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Materie verschwindet sie nicht und entsteht auch nicht neu, sie verwandelt sich nur. So ist es auch mit dem Wasser. Der menschliche Organismus enthält eine bestimmte, annähernd konstante Wassermenge. Ein Teil dieses Wassers wird täglich auf natürlichem Wege ausgeschieden. Um das vom Organismus ausgeschiedene Wasser wieder zu ergänzen, trinkt der Mensch bzw. nimmt mit den Speisen Flüssigkeit auf. So ist es auch im Raumschiff. Aber auf der Erde verdampft das vom Organismus abgegebene Wasser in der Atmosphäre oder sickert in die Erde. Deshalb benötigt der Mensch täglich große Wasserreserven. Das Raumschiff ist hermetisch ab-



geschlossen, so daß das ganze abgeschiedene Wasser darin verbleibt. Es wird von Spezialapparaten aufgefangen und zu Trinkwasser oder Wasser für technische Zwecke regeneriert. Deshalb brauchen die Weltraumfahrer wesentlich weniger Wasservorräte als wir auf der Erde. Genauso wurde auch das Wasserproblem von den sowjetischen Wissenschaftlern gelöst, die ein Jahr lang in einem Versuchsraumschiff auf der Erde lebten.

Aber einstweilen müssen sich die Kosmonauten, wie die Amerikaner sagen, mit Kaltverpflegung begnügen. Dazu gehört auch der erste Gang in Form von halbentwässerter Paste in Spezialtuben. Schwieriger ist es mit Fleischprodukten für den zweiten Gang. In sublimierter Form vermindern sich ihre geschmacklichen Eigenschaften erheblich. Konserviertes Fleisch ist schmackhafter. Aber wie kann man es von den schweren Konservenbüchsen befreien? Nicht genug, daß etwa 20% des Gewichtes auf die Konservenbüchse entfällt, während des Fluges kann man diesen unnützen Ballast nicht loswerden. Man kann leere Büchsen nicht einfach aus dem Raumschiff hinauswerfen. Wie also Braten, Hühnerfilet, Kotelett und Schmorfleisch aufbewahren und gleichzeitig die Metallverpackung entbehren?

Die sowjetischen Wissenschaftler probierten es mit Hilfe der Kernphysik. Ein spezielles Laboratorium mit mehreren Räumen wurde eingerichtet. In einem Raum befindet sich ein Steuerpult mit vielen Druckknöpfen, Kippschaltern, Meßgeräten und Oszillographen mit blauflimmernden Bildschirmen. Im zweiten Raum stehen die starken Energieanlagen, und der dritte beherbergt das Hauptaggregat — einen Elektronenbeschleuniger. Aus ihm werden durch direkte Induktion Gemüse, Obst, Beefsteaks, Rumpsteaks, sublimierte Speisen, Salate u. a. schmackhaftes Allerlei, das in leichte Polyäthylenfolie verpackt ist, mit Elektronen „beschossen". Die Bestrahlungsdosis ist für den menschlichen Organismus unschädlich. Ein auf diese Weise bearbeitetes Beefsteak kann ruhig einige Monate in der Jackettasche getragen werden. Danach ist es noch immer ein appetitlicher Happen.

Die Problematik der kosmischen Ernährung hilft mit, eine ganze Reihe Fagen der Aufbewahrung von Lebensmittelreserven in der Volkswirtschaft zu lösen. Bestrahlte Kartoffeln, beispielsweise, können in einem normalen, trockenen Raum von einer Ernte bis zur nächsten gelagert werden, ohne daß sie keimen, faulen oder ihre ursprüngliche Frische verlieren. Äpfel, die mit Elektronen „beschossen" wurden, halten sich genauso lange frisch, und haben den gleichen angenehmen Geschmack, als wären sie frisch gepflückt — selbst wenn sie bereits einige Monate in der Obstschale auf dem Tisch stehen.

Wer ein kosmisches Mahl ißt, hat ein seltsames Gefühl: Er ist satt und hat doch einen leeren Magen. Deshalb gehen die Kosmonauten auch nicht sofort zu dieser Kost über, sondern gewöhnen sich allmählich daran. Einige Zeit vor dem Flug bekommen sie eine gemischte Grundkost und auch danach, bevor sie wieder zur üblichen Nahrung übergehen.

Vieles von dem, was die kosmische Küche zubereitet, befindet sich noch im Versuchsstadium. Vieles wurde schon offiziell eingeführt, sowohl in der Raumfahrt als auch anderswo, z. B. als Bordverpflegung für Höhenflieger oder als „eiserne Ration" für U-Boot-Besatzungen. *L. T. A.*

Uber die Freundschaftsbeziehungen zwischen dem polnischen Regiment „Deutsche antifaschistische Kämpfer" und dem deutschen „Karol-Świerczewski-Regiment" berichtet Rolf-Peter Bernhard

Minuten nur, und ich bin da!

Angetreten stehen die Ehrenkompanie und das Musikkorps des Regiments „Niemieckich Bojowników Antyfaszystowskich". Diplom-Oberstleutnant Stanisław Krawczyk erstattet dem Leiter der Delegation des Bruderregiments der NVA, Oberstleutnant Rolf Sander, die Meldung. Die Hymnen der Deutschen Demokratischen Republik und der Volksrepublik Polen erklingen. Die Truppenfahne senkt sich zu Ehren der deutschen Waffengefährten.

Oberleutnant Jürgen Engelhardt, ein Mitglied der Delegation, ist genauso tief beeindruckt wie seine Genossen, als er mit ihnen grüßend die Ehrenformation abschreitet. Mit großem militärischen Zeremoniell empfangen zu werden, das übertrifft alle seine Erwartungen.

Seit der sechsundzwanzigjährige Oberleutnant die Fla-Selbstfahrlafetten-Batterie des Panzerregiments „Karol-Świerczewski (General Walter)" befehligt, hat dieses Kampfkollektiv hervorragende Leistungen vollbracht. Mehrfach

6. Juli 1950: In Zgorzelec wird das Abkommen über die Oder-Neiße-Friedensgrenze unterzeichnet. Als Symbol des festen Willens, diese Grenze gemeinsam zu schützen, marschiert eine Abordnung der jungen bewaffneten Kräfte unserer Republik über die Neißebrücke von Görlitz, um Zeuge des feierlichen Aktes zu sein.

wurde es ausgezeichnet durch die Kommandeure des Verbandes und des Militärbezirks; denn seit drei Jahren marschiert es im Verband Winter an der Spitze der Fla-SFL-Batterien.
Und somit ehren die polnischen Soldaten in Oberleutnant Engelhardt einen Klassenbruder, dem sie voll vertrauen, auf den sie sich verlassen dürfen.

Mit zwei Panzerbesatzungen sind die deutschen Genossen nach Gubin gefahren, um im kameradschaftlichen Wettstreit ihr militärisches Können unter Beweis zu stellen, um sich mit den beiden besten Kollektiven der polnischen Freunde zu messen.
„Ruhig bleiben, ganz ruhig bleiben", mahnt Feldwebel Quingwe, von seinen Genossen ein Fuchs genannt. „Die Normen in unseren Armeen gleichen sich wie die Glieder der Gleisketten."
Mit Höchstgeschwindigkeit wird der mit Hindernissen nur so gespickte Fahrschulkurs durchfahren. Sicher bleiben die Handgriffe beim Auftanken des Kampfwagens. Eilig und doch besonnen wird, wie befohlen, ein Kettenglied gewechselt. Dann geht es im Laufschritt vierhundert Meter über eine nasse Wiese. Zweisprachig gellen die Anfeuerungsrufe den keuchenden Tankisten in die Ohren. Wer zuerst das Polygon erreicht hat, kann sofort mit der kombinierten Schießübung beginnen.
Geschafft! Die Besatzung des Feldwebels Quingwe wird Erster. Sieger jedoch werden alle vier Kollektive; denn die polnischen und die deutschen Panzermänner sind sich spätestens nach diesem Wettstreit bewußt, daß sie auch deshalb unbesiegbar sein werden, weil sie die gleiche Waffe mit gleicher Präzision meistern.

Oberleutnant Wolfgang Gnausch, heute Stabschef des 2. Bataillons, hat – wie man so sagt – von der Pike auf gedient. Ladeschütze ist er gewesen, Richtschütze, Kommandant. Später,

Als die Kaserne des deutschen Truppenteils 1963 den Ehrennamen Karol Swierczewski erhielt, war auch der damalige polnische Verteidigungsminister, das heutige Staatsoberhaupt der Volksrepublik Polen, Marian Spychalski, anwesend. Stolz nahmen die Panzersoldaten aus seiner Hand Auszeichnungen entgegen.

als Kompaniechef, sah er seine ganze Ehre darin, den einmal errungenen Titel „Beste Kompanie" über Jahre hinaus zu verteidigen.
Kapitän Baran hat den gleichen Ehrgeiz. Auch er gibt den Bestentitel nicht aus der Hand.
Am 9. Mai 1967 lernen sie sich auf der Festveranstaltung zum Tag des Sieges in Gubin kennen. Beide erhalten sie aus der Hand des Kommandeurs des Regiments „Deutsche antifaschistische Kämpfer" den Ehrenpokal. Beide sind sie freudig erstaunt, daß die besten Kompanien beider Regimenter die Nummer Vier tragen. Ein Zufall natürlich, aber für sie ein besonders glücklicher.
Bis tief in die Nacht wird gefachsimpelt, und als sie sich schließlich bis zum nächsten Zusammentreffen trennen müssen, da ist es kein Lippenbekenntnis, wenn Kapitän Baran sagt: „Wir sind nur wenige Marschkilometer voneinander entfernt. Sollten die Imperialisten es wagen, uns anzugreifen, Minuten nur, Wolfgang, und ich bin an deiner Seite!"

Gerd Wuschkow ist längst als Gefreiter in die Reserve versetzt, und doch spricht man immer noch über ihn bei den Waffenbrüdern als den Klasse-Kraftfahrer ...
Kaum in den „polnischen LO" aus der DDR umgestiegen, merkt Gefreiter Wuschkow, daß mit dem Motor etwas nicht in Ordnung ist. Mit vielen Gesten und ein paar deutschen, polnischen und russischen Sprachbrocken macht ihm sein polnischer Kraftfahrerkollege verständlich, daß der Keilriemen schuld sei. Leider fehle es aber im Moment an Ersatz ...
„Gestatten Sie, daß ich in einen ‚praktischen Erfahrungsaustausch' trete?" fragt Gerd Wuschkow seinen Kompaniechef.
Oberleutnant Lutz Mebus schmunzelt verständnisvoll. Er hat natürlich nichts dagegen.
Gerd Wuschkow baut seinen Reservekeilriemen in den polnischen Lastkraftwagen und wechselt ihm auch noch die Rücklichter. Oberleutnant Mebus nimmt diese „Zweckentfremdung" der Ersatzteile gern auf seine Kappe. Dann setzt sich der „deutsche LO-Spezialist", wie ihn die Waffenbrüder bereits nennen, an das Lenkrad, um seinem jungen polnischen Kameraden noch einige Kraftfahrertricks beizubringen. Zum Dank dafür brennt ihm schließlich die Schulter. Vom Draufklopfen.

Eines Abends besucht jene Delegation, der Oberleutnant Engelhardt angehörte, die Gubiner Schuhfabrik. Ganz beiläufig erkundigt sich der Dolmetscher – und er macht es beinahe konspirativ – nach der Schuhgröße der Ehefrauen der deutschen Genossen. Er bekommt

sie heraus. Selbst die Lieblingsfarbe weiß er zu erfragen.
Das Ende vom Lied? Als sich der Direktor der Fabrik herzlich von seinen Gästen verabschiedet, drückt er jedem einen Karton unter den Arm. Im Hotel war das Geheimnis vollends gelüftet: Jeder besaß die Schuhe, die er nach dem Rundgang durch den Betrieb seiner Frau gekauft hätte.

Ein 100-Złoty-Schein. Was tun mit dem geschenkten Geld? Oberleutnant Lutz Mebus geht mit zwei, drei polnischen Genossen in eine kleine Gaststätte. Arbeiter verkehren hier und Berufssoldaten.
Wie ein Lauffeuer geht es von Tisch zu Tisch: Ein deutscher Offizier ist zu Gast, ein NVA-Offizier, ein Kompaniechef jenes Regiments, das den Namen des legendären Generals Walter trägt. Ein Zubrowkaumtrunk bleibt unvermeidlich. Lutz Mebus will sich revanchieren. Geld hat er ja. Der polnischen Sprache nicht mächtig, gibt er seinem Betreuer den 100-Złoty-Schein, um für ihn zu bezahlen.
Zwei Lagen Wodka spendiert er und dazu die besten Zigaretten, die es an der Theke gibt. Ein wenig wundert er sich, daß man ihm zum Schluß als Wechselgeld noch einen Haufen Münzen in die Tasche steckt. Als er sie im Hotel nachzählt, sind es 102 Złoty.

Eine schöne Tradition ist es, den besten Soldaten und Unteroffizieren des Bruderregiments wechselseitig Auszeichnungen zu verleihen.
Zum 1. März 1970 empfängt Unterfeldwebel Klaus-Günter Kamzelhak vom Leiter einer polnischen Delegation das Bestenabzeichen der Polnischen Volksarmee Stufe 2. Als ihm Diplom-Oberstleutnant Stanisław Krawczyk das Ehrenzeichen an den Uniformrock heften will, stutzt jener. Drei Bestenabzeichen, das Leistungsabzeichen der NVA, ein Qualifikationsabzeichen Stufe II, das Abzeichen „Für gutes Wissen“ in Silber, das Sportabzeichen in Gold und natürlich auch die Schützenschnur beanspruchen ihren Platz. Man sieht es dem polnischen Regimentskommandeur an, daß ihm der blutjunge Panzerzugführer, ein Soldat auf Zeit, außerordentlich gut gefällt. Er sucht nach deutschen Worten, findet nicht gleich, was er ausdrücken möchte, und sagt dann schließlich in väterlich warmem Ton: „Weiter so, mein Sohn!“

Seit der erste Präsident der Volksrepublik Polen, Genosse Bolesław Bierut, am 7. Juli 1955 in jener Kaserne weilte, die heute den Namen Karol Swierczewskis trägt, gibt es eine enge Bindung zwischen den Gubiner und den Spremberger Panzersoldaten. Unzählbar sind die Begegnungen zwischen ihnen, die dazu beigetragen haben, die deutsch-polnische Waffenbrüderschaft zu festigen.
Stolz ist ein jeder Soldat des Karol-Swierczewski-Regiments darauf, daß Oberstleutnant rer. mil. Rolf Sander, ihr Kommandeur, Ehrensoldat des Bruderregiments „Deutsche antifaschistische Kämpfer“ ist, Träger des Titels und des Abzeichens „Vorbildlicher Soldat 1. Grades der Polnischen Volksarmee“.
Es trennen nicht die Flüsse Oder und Neiße zwei Völker, sie verbinden sie. Und so wird es immer sein. Niemand vermag es zu ändern.

Freundschaftsbesuch im Regiment „Deutsche antifaschistische Kämpfer“. Im panzertechnischen Kabinett geht es um die besten Erfahrungen in der Lehrmethodik. Seit Jahren besteht die Verbindung zwischen dem polnischen und dem deutschen Panzertruppenteil, wetteifern sie um höchste Ergebnisse. Darüberhinaus pflegt das Swierczewski-Regiment enge Waffenbrüderschaftsbeziehungen zum sowjetischen Gardepanzerregiment „Revolutionäre Mongolei“. Inniger Wunsch aller drei Truppenteile: einmal bei einem Manöver gemeinsam Gefechtsaufgaben lösen zu dürfen.

Geistesflüge – Geist der Lüge

Vor 100 Jahren – eine Depesche

Frühjahr 1871. Das Regime Napoleons ist unter den Schlägen der deutschen Armeen zusammengebrochen. Auch die neue republikanische Regierung ist am Ende. Doch das Volk von Paris hat sich standhaft zur Kommune erhoben.
Und so schildert Bert Brecht in seinem Stück „Die Tage der Commune" ein Gespräch zwischen dem republikanischen Regierungschef Thiers und seinem Minister Favre:

„THIERS: Schluß mit diesem Krieg, er beginnt eine Ungeheuerlichkeit zu werden! Man hat ihn geführt, und man hat ihn verloren. Auf was wartet man?
FAVRE: Aber die Forderungen der Preußen! Herr von Bismarck spricht von 5 Millionen Kriegsentschädigung, von der Annexion Lothringens und des Elsaß, von der Zurückbehaltung aller Kriegsgefangenen .. Das ist der Ruin!
THIERS: Er schraubt seine Forderungen hoch, weil er weiß, daß wir sie annehmen müssen, alle.
FAVRE: Müssen wir wirklich? Aber die Eisen- und Zinngruben Lothringens, das ist die Zukunft der Industrie Frankreichs!
THIERS: Was nützen Frankreich die Zinn- und Eisengruben, wenn wir dort die Kommune haben?"

Im Mai 1871 kam es dann in Frankfurt zur Unterzeichnung des Raubfriedens. Treffend ist Brechts Darstellung auch für dieses Ereignis.

„Frankfurt. Oper, während einer Aufführung von ‚Norma'. Aus einer Logentür treten Bismarck in Kürassieruniform und Jules Favre in Zivil.
BISMARCK: .. Ja ihr unterzeichnet jetzt hier in Frankfurt den Frieden, aber was geschieht in Paris, Mann? Holen Sie endlich diese rote Fahne vom Pariser Stadthaus! Die Schweinerei hat mich schon einige Nächte gekostet, verdammt schlechtes Beispiel für Europa, muß man ausrotten wie Sodom und Gomorrha mit Pech und Schwefel. (Horcht auf Musik) Kolossal, die Altmann! Auch als Frauenzimmer, stramme Person. Na. (Er setzt, von Favre servil begleitet, den Raucherrundgang fort.) Ihr seid mir ja komische Käuze. Waffenhilfe schlagt ihr schamhaft ab, aber eure Gefangenen sollen wir freigeben, hintenherum. Weiß ja, weiß ja, es soll nicht mit Hilfe einer fremden Regierung geschehen sein. Nach der Melodie: ‚Ach, Theodor, du alter Bock, greif mir nicht v o r d e n L e u t e n unter'n Rock', wie?"

Und Bismarck entließ 130 000 Gefangene für die Armee der Konterrevolution und in Gestalt des Marschalls Mac Mahon den Befehlshaber für sie dazu – auf daß die Pariser Kommune im Blut ersäuft werden konnte.
„Weiß ja, weiß ja", sagt also der Bismarck bei Brecht. Und in der Tat wußte der Bismarck der Geschichte, daß auch Lüge und Demagogie Waffen sind. Er hatte ja selbst mit einer Fälschung den wegen der gegen die Interessen des deutschen Volkes gerichteten Politik des französischen Bonapartismus unvermeidbaren und deshalb in der ersten Etappe gerechten Krieg zu einem für Preußen günstigen Zeitpunkt provoziert. Eine Depesche aus Ems über Gespräche zwischen dem preußischen König und dem französischen Gesandten Benedetti war von ihm in derart kastrierter Fassung veröffentlicht worden, daß sich Napoleon zur Kriegserklärung veranlaßt sah und damit Bismarck das Argu-

ment des „Defensivkrieges“ preußischerseits in die Hand gab. Später erklärte Bismarck einmal selbst: *„Es ist ja so leicht, ohne Fälschung, nur durch Weglassungen und Striche den Sinn einer Rede vollkommen zu ändern. Ich habe mich selbst einmal in diesem Falle versucht, als Redakteur der Emser Depesche.“*

Vor 50 Jahren – „nur“ einige Plakate

Revolution auch in Deutschland. Der Kaiser ging, aber die Generäle blieben. Doch sie zitterten. Und der Generalleutnant Groener erklärte: *„Wir haben nur einen Freund, und das ist Amerika.“*

Bereits im Dezember 18 hatte der Leiter der Sondermission der USA für Deutschland einen bemerkenswerten Bericht an den US-Präsidenten geschrieben. Jener Denis Ellis forderte darin nichts anderes als eine Militärdiktatur unter dem Bluthund der Reaktion und Sozialdemokraten Noske.

Mitte des Jahres 1919 begannen in Paris die langwierigen „Friedens“verhandlungen. Auf einer Sitzung des „Rates der Vier“ erklärte der US-General Bliss am 23. Mai: *„Ich habe noch nie Argumente gehört, die mich davon überzeugen können, daß die Zahl von 100 000 Mann (für die deutsche Armee) vom militärischen Gesichtspunkt aus irgendwie begründet wäre.“* Seine Regierung fordere eine Kaderarmee von mindestens 200 000 Mann.

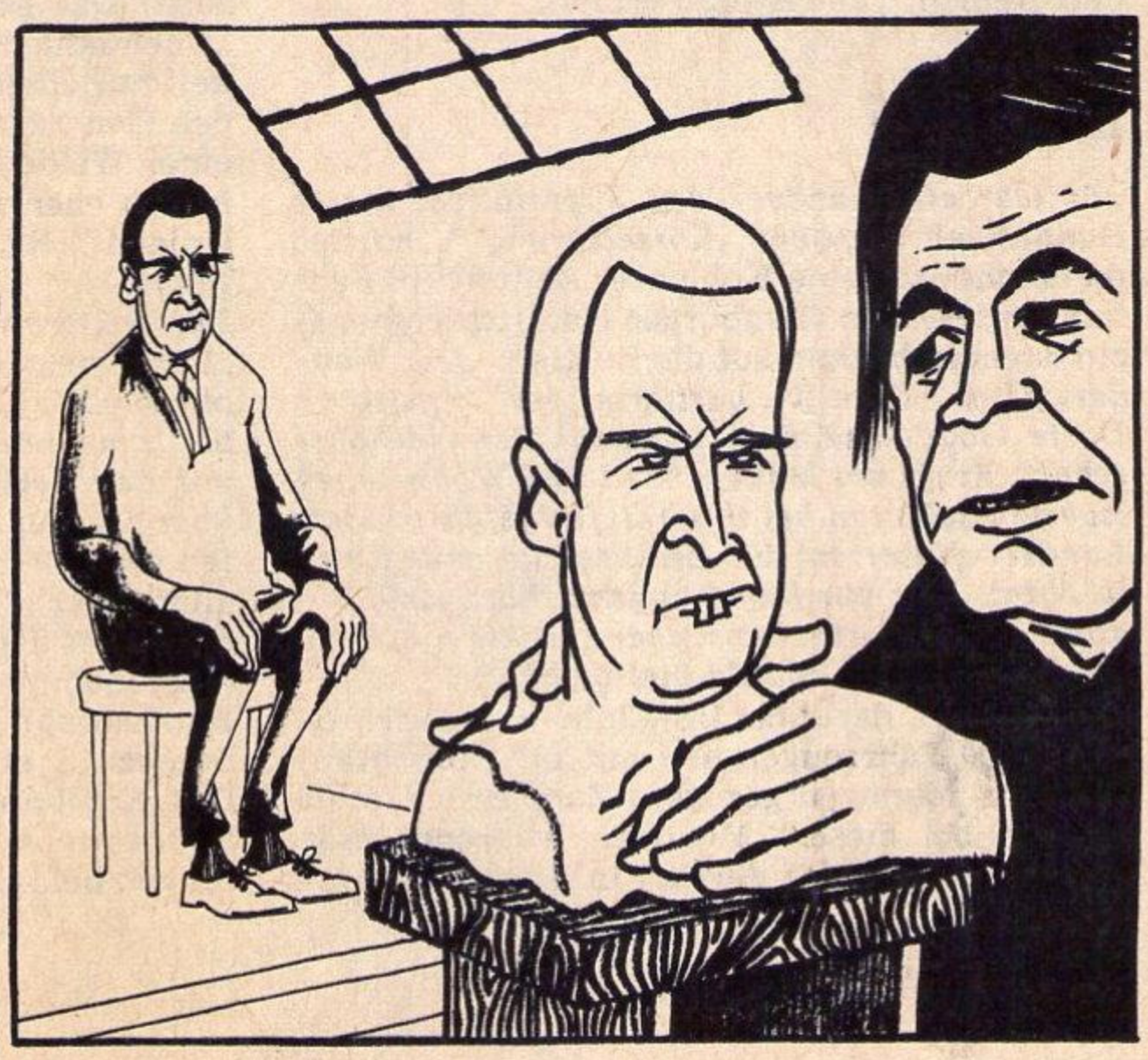
Vom 28. Juni 1919 ist ein Bericht von der amerikanischen Militärmission in den (baltischen) Ostseeprovinzen bekannt geworden. Oberstleutnant Dawly schrieb darin aus Reval von der Notwendigkeit *„der Anwesenheit deutscher Truppen in den Ostseeprovinzen zur Durchführung einer Aggression gegen die Bolschewiki.“*

Für die Öffentlichkeit wurden indes in Berlin Plakate anderer Aussage angeschlagen. Eins zeigte einen rüden Wolf vor einem ertrinkenden Menschen. Der Text zu dem Bild: *„Bolschewismus heißt, die Welt in Blut ersäufen!“* Ein anderes Plakat trug den Text: *„Von Tag zu Tag nimmt die unserer Heimat von Osten drohende Gefahr zu. Statt der verheißenen Freiheit wird wie in Rußland Hunger, Knechtschaft, Erwerbs- und Rechtlosigkeit das Los unseres Volkes sein .. Meldet euch bei den freiwilligen Verbänden ... Pflicht aller Behörden und Privatunternehmer ist es, die Werbung mit allen Mitteln zu unterstützen.“* Unterzeichnet: *„Oberbefehlshaber der Regierungstruppen, Gustav Noske.“*

Blieb zu erwähnen, daß die von Noske befehligten Baltikumer und Neuangeworbenen vor genau 50 Jahren den Kapp-Putsch durchführten. Blieb zu ergänzen, daß der Oberbefehlshaber der amerikanischen Besatzungstruppen in Deutschland, General Henry T. Allen, auf den Tag genau ein Jahr nach der Ermordung Karl Liebknechts in sein Tagebuch schrieb: *„Je mehr ich über die Schaffung des polnischen Staates und die Verweigerung der Erlaubnis an Deutschland, sich nach Osten auszudehnen, nachdenke, je fester wird meine Überzeugung, daß .. eine falsche Politik angewandt worden ist. Das befähigteste Staatswesen, den Bolschewismus erfolgreich abzuwehren, ist Deutschland . Eine Ausdehnung Deutschlands auf russisches Gebiet würde die Deutschen für lange Zeit in Anspruch genommen und dadurch die Spannung gegenüber Westeuropa vermindert haben.“*

Vor 25 Jahren – ein Brief

Er hieß Kurt Meyer, war SS-Panzergeneral gewesen und „Panzermeyer“ genannt worden und saß also bei Kriegsende in alliiertem Gewahrsam. Und schrieb von dort – bereits im Sommer 1945! – einen europapatriotischen Brief



Der neue Mann ein Mann des Neuen?

Der neue Minister wird vom alten in sein Amt eingeführt.

Schmidt: „Noch ein wenig Geduld, Kollege Schröder, bald ist mein Selbstporträt fertig.“

Seite an Seite

Der neue NATO-Oberbefehlshaber US-General Goodpaster beim Bonner „Verteidigungs"minister Schmidt.

Die USA liefern den griechischen Putschisten 6 Uberwasser-Kriegsschiffe, Westdeutschland 4 U-Boote.

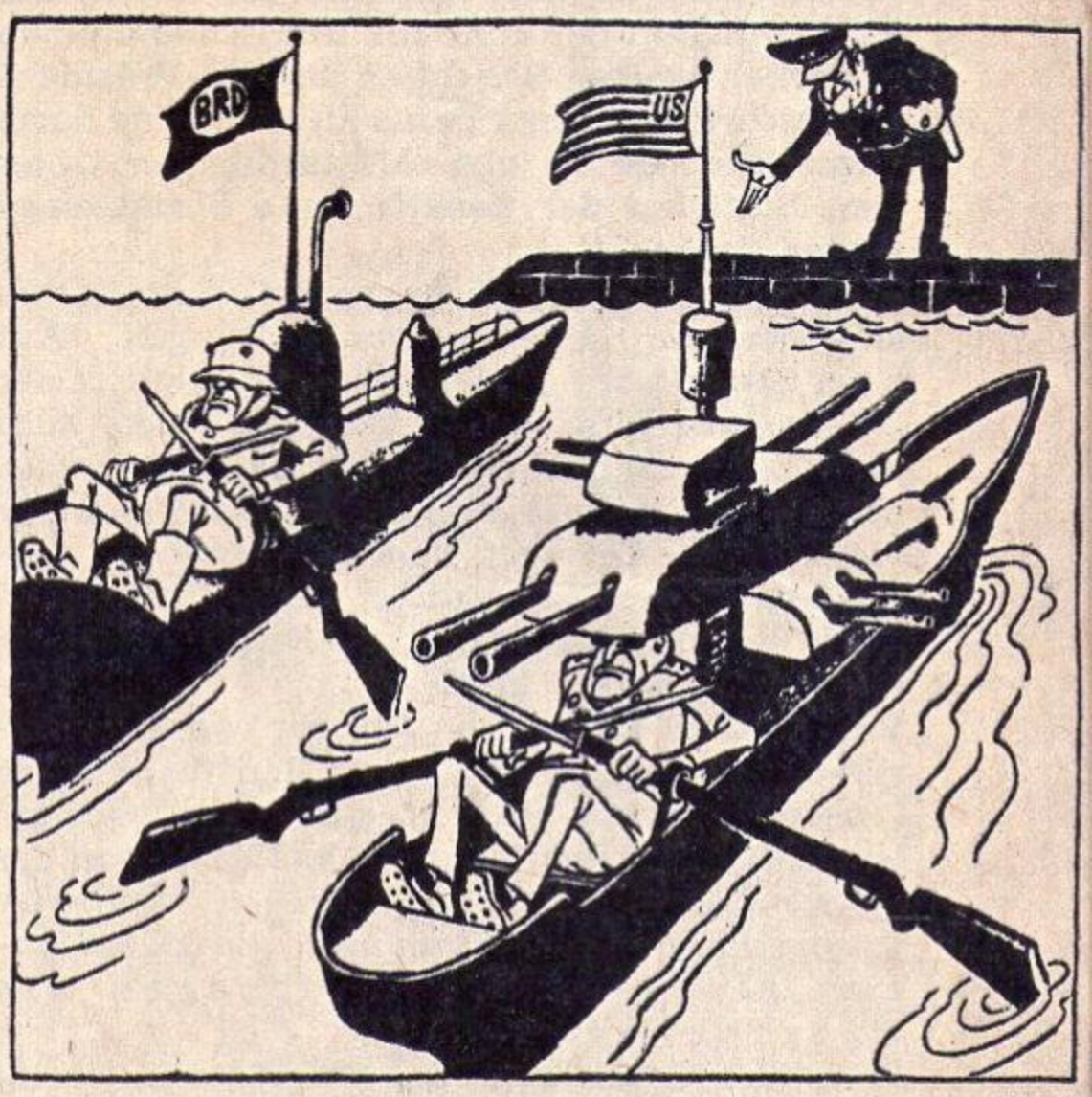
an die Westmächte: *„Ich schlage vor, mir die Erlaubnis zu geben, eine SS-Division von ungefähr 23 000 Mann aus den deutschen Kriegsgefangenenlagern zu rekrutieren. Diese Formation wird den Namen ‚SS-Division Europa' tragen. Es würde für mich nicht schwierig sein, die Männer für solch eine Einheit, die am Kampf gegen den Osten teilnehmen würde, zusammenzubekommen . . . Der Führer hat die vom Osten ausgehende Drohung immer richtig eingeschätzt, und sein einziges Ziel bestand darin, Europa vor der Bedrohung aus dem Osten zu retten."*

Natürlich war mit dem Namen „SS-Division" politisch nicht mal mehr ein Blumentopf zu gewinnen. Da war Panzermeyer offenbar auf dem Holzwege. Doch der ewige Kampf gegen den Sozialismus bemäntelt mit der „bolschewistischen Bedrohung" und der „Europa-Idee" – das war der goldene Weg, für den Panzermeyer einen opportunistischen Riecher oder einen natürlichen Klasseninstinkt hatte. Und so setzten sie ihn bald wieder frei, obwohl er wegen der Ermordung amerikanischer Kriegsgefangener verurteilt worden war. Und so zog er alsbald landauf-landab drüben und hielt Brandreden für eine neue Wehrmacht, die dann den Namen Bundeswehr erhielt.

Und heute?

„Es war ein Manöver der Superlative, dieses Bundeswehrmanöver ‚Rösselsprung'", schrieb da emphatisch eine Koblenzer Zeitung im September 1969. Ein Hamburger Nachrichtenmagazin dagegen begann auf die Lustige: *„Der Wanderzirkus ‚Karelli' gastierte im hessischen Dorfe Goddelsheim in ungewohnter Nachbarschaft: Rings um Manegenzelt und Wohnwagen lagerten Soldaten bei ihren Gefechtsfahrzeugen. Landser fütterten die Zirkusgäule mit Kommißbrot. Nur ein Lama spuckte hochnäsig auf alles Uniformierte. Sonst aber spuckte niemand. Im Gegenteil, es wurde viel gelobt."*

65 000 Mann, darunter US-Einheiten, waren da auf 15 000 Fahrzeugen und mit 100 Hubschraubern ins Manöver gezogen. Zum ersten Male wurden bei diesem Manöver, währenddessen die rote Seite einen Ausfall in Richtung Ruhrgebiet machte, auch 7000 Reservisten eingesetzt. Das salomonische Schiedsurteil lautete: „Unentschieden." So gab es für die Öffentlichkeit nur einen Verlierer: Jenen kommandierenden General, der mit seinem Hubschrauber auf einer Weide landete und dort von einem Bullen so energisch attackiert wurde, daß er mit einigen Rippenbrüchen ins Krankenhaus mußte.



Des weiteren erfuhr man, daß dieses Manöver „Rösselsprung" ein „Operieren in der Anfangsphase eines ‚lokalen Konflikts'" trainierte, wobei *„am Ende der Veranstaltung die eine Seite mit der Verwendung atomarer Sperrmunition über die ‚nukleare Schwelle' schon hinausgetreten war und die andere dicht davor stand."* Vor allem aber: Zum ersten Male handelte ein neugebildetes Panzerregiment. Das war jene vorweggenommene Form der Umstrukturierung der Bundeswehr, wie sie der Inspekteur des Heeres Schnez in einer Denkschrift gefordert hatte. Das Ergebnis dieser Neugliederung wird die Bundeswehr noch mehr zu aggressiven Handlungen befähigen.

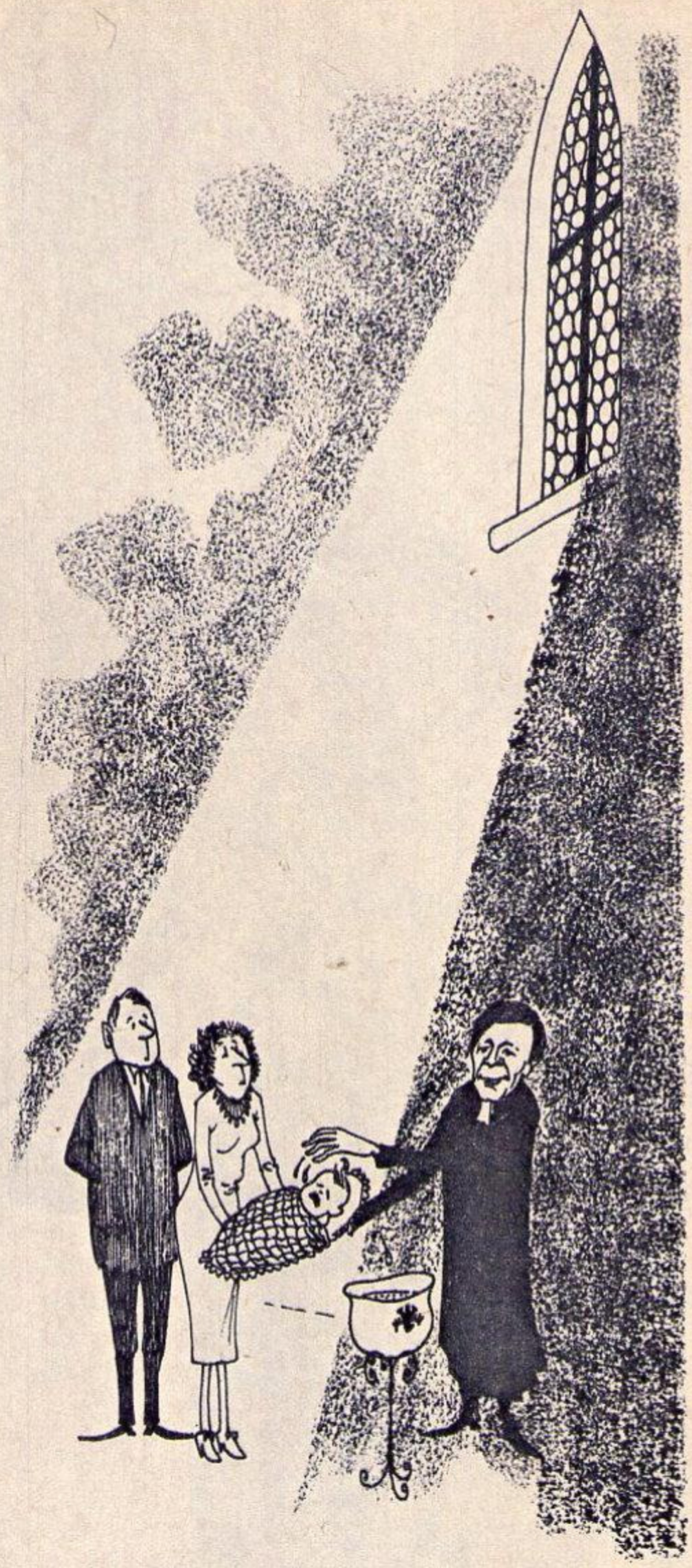
Da wurde also nach „Rösselsprung“ viel gelobt. Der kommandierende General Niepold sagte bei der ersten Auswertung: *„Ich habe meine Freude daran.“* Nur der General Schnez äußerte sich in der Öffentlichkeit zurückhaltender: *„Das Bleigewicht der Tatsachen hemmt etwas die Geistesflüge. Aber ich sehe positive Anzeichen.“*

Bemerkenswert übrigens, daß Schnez in einem anderen Geistesflug, d. h. in einer anderen Denkschrift fordert, *„die zivile und militärische Führung müssen sich klar und deutlich zur deutschen Soldatentradition bekennen.“* Wobei er keinen Zweifel läßt, was er darunter versteht: der Geist, der die faschistischen *„Kampfbataillone und -kompanien des letzten Krieges beherrschte, ist mir noch immer ein Vorbild.“*

* * *

Die Geschichte ist sicherlich kein Metermaß und hat nicht jeweils pedantisch nach runden Zahlen ihre großen Zäsuren. Vor 100 Jahren, vor 50 Jahren, vor 25 Jahren . . . im Grunde ist und bleibt das eine willkürliche Untersuchung. Dabei fällt auch die perfektionierte Friedensdemagogie eines Hitlers unter den Tisch, der vor dem Überfall auf Polen erklärte: *„Ich werde propagandistischen Anlaß zur Auslösung des Krieges geben. Der Sieger wird später nicht danach gefragt, ob er die Wahrheit gesagt hat oder nicht.“* Und dennoch – selbst bei der willkürlichen Fragestellung: „Vor 100 Jahren, vor 50 Jahren . . .“ bieten sich zahlreiche Paradebeispiele, bei denen die aggressiven Taten die Tiraden von Frieden und Freiheit dementieren.

Vor 100 Jahren, vor 50 Jahren, vor 25 Jahren, und heute . . . Wen kann es da beruhigen, daß zur Zeit ein Sozialdemokrat oberster Kriegsherr wurde? In Erinnerung an einen Noske vor 50 Jahren, und angesichts der Begeisterung, die Bonns Generale für Helmut Schmidt offenbarten! Und inzwischen hat der ja auch bei den Amis einen früheren Einsatz von Kernwaffen durchgesetzt. Und die Studien des General Schnez hat er für diskussionswürdig erklärt. Offenbar sind es mehr als nur „positive Anzeichen“, die da von seiner Warte der General Schnez sehen kann.



Fern der Heimat?

In der Bundesrepublik geborene Burschen auf dem „Sudetendeutschen Tag“ in Stuttgart.

„. . . und werde ein treuer Bundesbürger, dann wirst du auch immer ein standhafter Kämpfer für deine Heimat, Sudetenland, sein.“

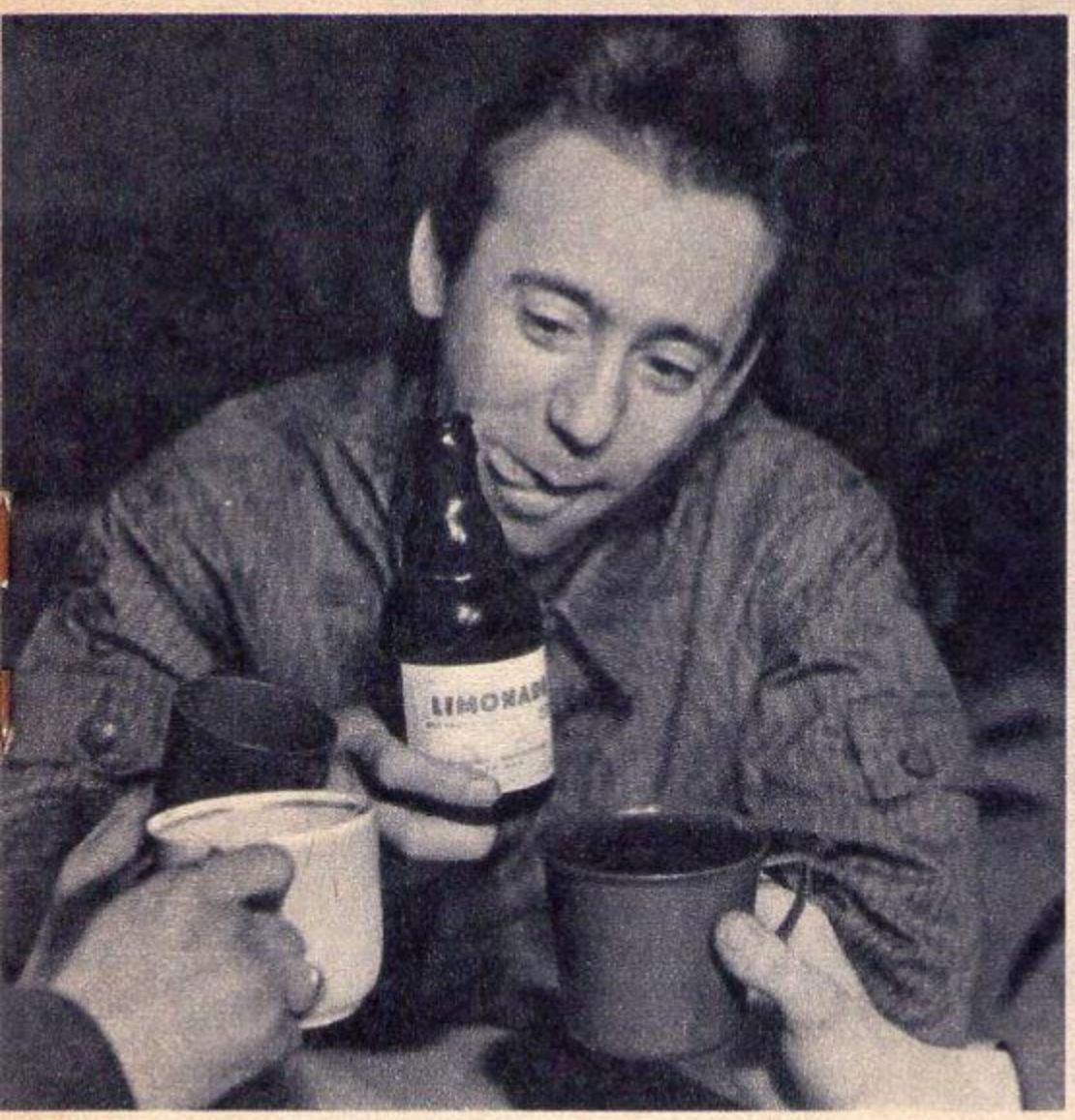
Zeichnungen: Arndt, Zinowski

Sing ein Lied!

DIE PARADE GEHT WEITER. lautete ein im Soldatenmagazin 9/68 veröffentlichter Bericht über ein Lied, das bei der 5. Parade des Soldatenliedes aus der Taufe gehoben worden war und ein begeistertes Publikum gefunden hatte. Welche Chöre und Singegruppen nehmen sich des Liedneulings „Der große Wachaufzug“ an? Wem liegt es am Herzen, daß die Parade von Bitterfeld weiterklingt und einmündet in unsere große Singebewegung? Das fragten wir, und viele, viele antworteten. Singegruppen und Chöre der NVA und FDJ hatten den „Großen Wachaufzug“ in ihr Repertoire aufgenommen und baten um mehr Soldatenlieder. Diesem Wunsche wollen wir heute in besonderer Weise Rechnung tragen. Vor Ihnen liegen Noten und Text von einem der 17 Titel, die während der diesjährigen Arbeiterfestspiele – und zwar zur 7. Parade des Soldatenliedes am 12. und 13. Juni in Rostock uraufgeführt werden. Es ist ein Couplet und deshalb besonders geeignet, durch zusätzliche Verse nach Belieben ergänzt zu werden. Deshalb:

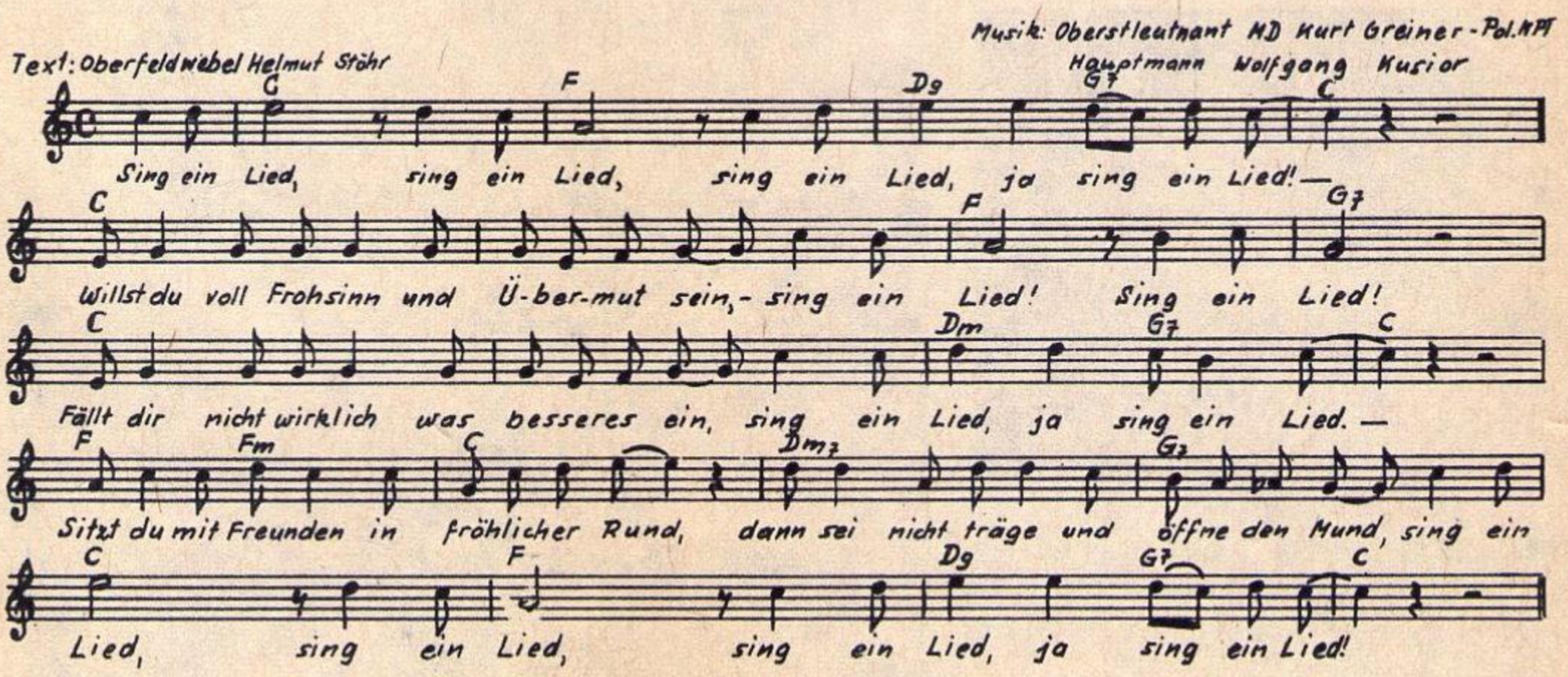
ACHTUNG!

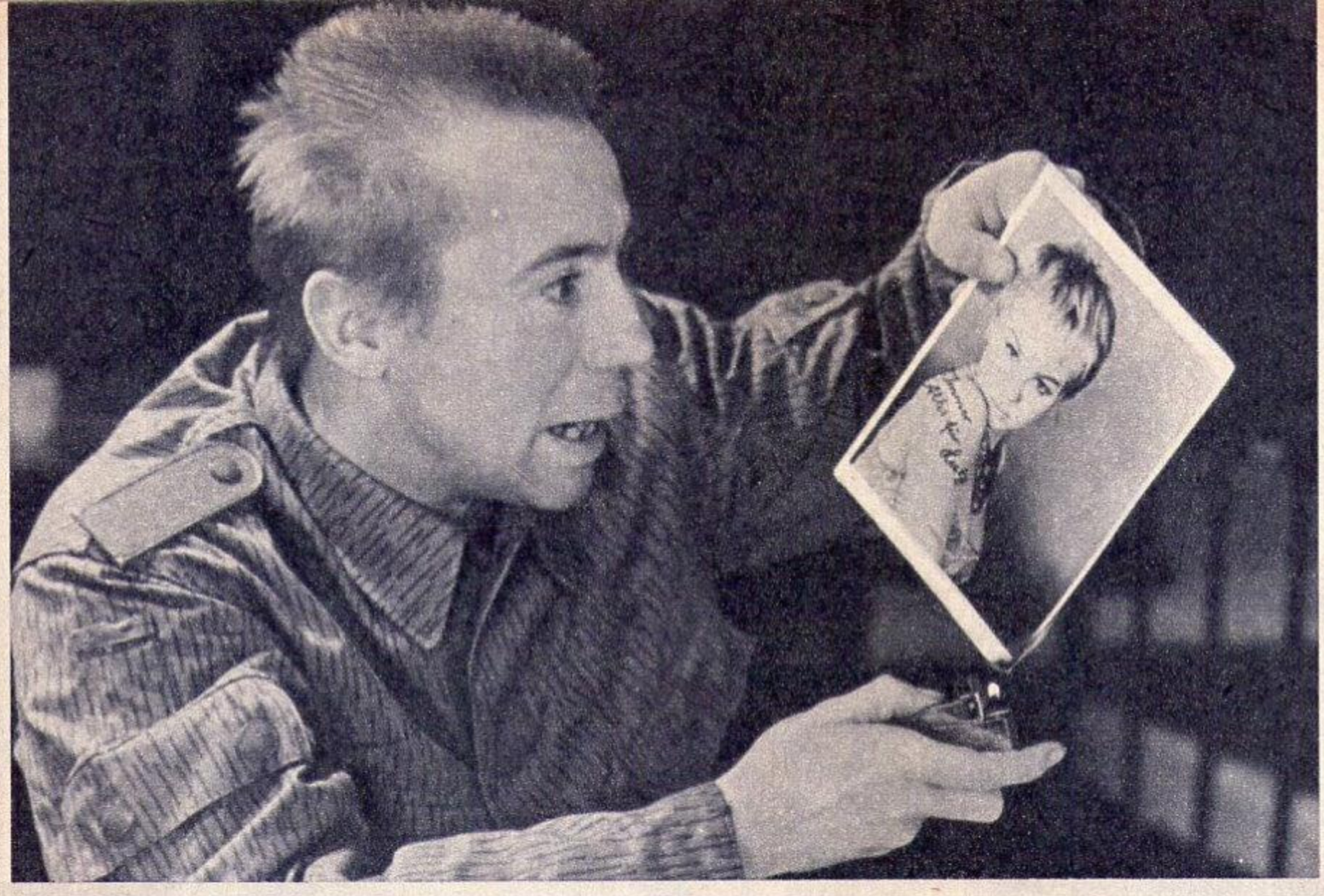
Mitglieder von Singegruppen und Chören in und außerhalb der NVA! Schreibende Soldaten, schreibende Arbeiter, Schriftsteller!



Lassen Sie Ihr Licht leuchten, schmieden Sie Verse, die unser Lied in origineller Weise ergänzen würden! Daß Humor dabei nicht zu kurz kommen sollte, möchte Ihnen Distel-Kabarettist, Oberfeldwebel d. R. Lutz Stückrath, auf nebenstehendem Bildbeitrag gerne (schwarz-) weißmachen.
Zwanzig der besten Siebenzeiler, die nicht nur das Soldatenmilieu beinhalten müssen, werden wir in unserer

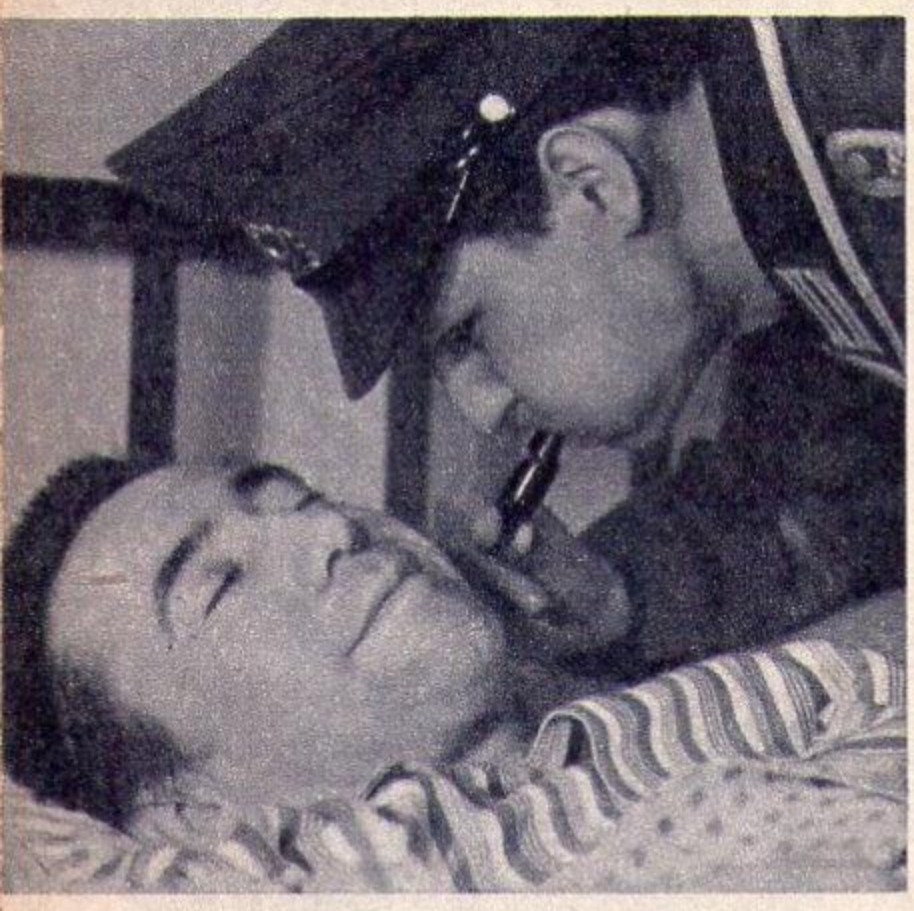
Willst du voll Frohsinn und Übermut sein,
sing ein Lied!
Fällt dir nicht wirklich was besseres ein,
sing ein Lied!
Sitzt du mit Freunden in fröhlicher Rund,
dann sei nicht träge und öffne den Mund,
sing ein Lied, sing ein Lied!





Hoffst du, vom Mädchen kommt endlich ein Brief,
sing ein Lied!
Kommt er dann nicht, und das kränkt dich sehr tief,
sing ein Lied!
Merkst du im Urlaub zu Haus in der Stadt,
daß sie schon lange 'nen anderen hat,
sing ein Lied, sing ein Lied!

Reißt man dich nachts aus dem Bettchen, so warm,
sing ein Lied!
Sei nicht erschrocken, es ist nur Alarm,
sing ein Lied!
Fährst du dann müd durch die nächtliche Welt,
weiß ich genau, was dich munter erhält:
sing ein Lied, sing ein Lied!



Oktober-Ausgabe veröffentlichen und so allen Interessierten zur kostenlosen Nutzung frei Haus liefern.
Was gibt es darüberhinaus noch zu gewinnen? Jeder, der sich seinen eigenen Reim auf unsere Melodie macht und ihn der Redaktion zusendet, nimmt an einer Auslosung teil, für die bereitstehen:

- *20 Schallplatten* (einige wurden von Ernst Busch, Gisela May u. a. Künstlern signiert)
- *20 Tonbandaufzeichnungen von der 7. Parade des Soldatenliedes*
- *50 Liedhefte, mit allen 17 neuen Titeln der diesjährigen Parade (Vortragslieder, Schlager, Songs/Chansons und Marschlieder)*

Wenn du auf Marsch bist mit vollem Gepäck,
sing ein Lied!
Bleibt dir ganz langsam die Puste dann weg,
sing ein Lied!
Bist du schon öfter die Strecke marschiert,
weißt du, wie sehr der Gesang aktiviert,
sing ein Lied, sing ein Lied!

Wenn du nach Dienstschluß die Freizeit genießt,
sing ein Lied!
Wenn du nicht grade was schreibst oder liest,
sing ein Lied!
Kommt dann der Spieß, der dir sachlich erzählt:
„Kommse, jetzt werden Kartoffeln jeschält!“
sing ein Lied, sing ein Lied!

Jene Einsender, die Chören und Singeklubs angehören, bitten wir darum, uns mitzuteilen, ob und in welchem Umfang von ihnen bisher Soldatenlieder gesungen wurden.
Letzter Einsendetermin ist der 31. Juli 1970 (Datum des Poststempels).

Unsere Adresse:
Redaktion
„Armee-Rundschau“
1055 Berlin,
Storkower Str. 158.

KENNWORT:
Sing ein Lied –
Die Parade geht weiter!

ANEK

Zwei Offiziere der preußischen Armee sitzen im Wartesaal des Leipziger Hauptbahnhofes an einem Tisch. Beugt sich der eine vor: „Entschuldigung, Kamerad, sind Sie der Bruder von Leutnant von Zitzewitz?“ Strafft sich der andere: „Ich bin Leutnant von Zitzewitz selber.“
„Donnerwetter, Kamerad, natürlich, deshalb die Ähnlichkeit.“

Unwillig brummte der Sieger: „Schieß dir selber oan.“

Graf Moritz von Sachsen, französischer Marschall, begnadigte einen Soldaten, der hängen sollte, weil er sechs Livres gestohlen hatte, schalt ihn jedoch: „Nur ein Lump setzt sein Leben an sechs Livres!“
„General“, erwiderte der Mann,„wie oft habe ich es an sechs Sous gesetzt!“

Menzel erhielt einmal die Erlaubnis, den Dienst der Rekruten auf dem Kasernenhof im Bild festzuhalten. In einer Pause fragte ihn ein Soldat, ob Menzel ihn nicht auch allein malen könne. Der Fotograf sei für ihn zu teuer. Er könne zwei Mark dafür zahlen. Menzel schmunzelte und tat dem Soldaten den Gefallen. Als das Bild des Grenadiers fertig war, wollte dieser seinen Obolus entrichten. Menzel schüttelte den Kopf und wies das Geld mit den Worten zurück: „Behalten Sie es für den Fotografen – falls ich Sie nicht richtig getroffen habe.“

„Die weitverbreitete Furcht, neue Waffen zur Massenvernichtung könnten die westliche Kultur auslöschen, hat den Papst bewogen, in einer Bulle allen christlichen Staaten den Gebrauch dieser Waffen gegen einen anderen ohne Rücksicht auf den Anlaß zu untersagen.“
Papst Innozenz II., 1139 nach Erfindung der Armbrust

Im Krieg 1866 mühte sich ein Bayer, einem gefallenen Preußen die Schuhe auszuziehen. Ein anderer trat hinzu und erbat für seine Zenzi „die Knöpf von dera Uniform und des schöne Hemad.“

Die Schwadron soll unvorbereitet in Anwesenheit des inspizierenden Generals vorexerzieren. Der Schwadronschef, ein Rittmeister, ahnt Schreckliches und stöhnt: „Das ist ja furchtbar. Die Kerls werden reiten wie die Kameltreiber!“
Die Offizierskameraden trösten ihn, es sei doch bloß

DOTEN

eine Übung und deshalb halb so schlimm, wenn was schiefginge.
„Eben!" antwortet der Rittmeister, „beim richtigen Krieg, ohne Zuschauer, wäre es mir ja wurscht; aber heute, bei der Inspektion!"

Aus einem Schüleraufsatz: „Als Napoleon seine nach Ruhm lechzende Zunge bis zu den Eisbergen Rußlands ausstreckte, mußte er sich mit verbrannten Fingern zurückziehen."

Eine Frau bat Lincoln um eine Hauptmannsstelle für ihren Sohn: „Mein Großvater kämpfte bei Lexington. Mein Onkel lief als einziger bei Bladensburg nicht davon. Mein Vater focht bei New Orleans, und mein Mann fiel vor Monterey."
„Ihre Familie tat genug für das Vaterland", erwiderte der Präsident. „Es ist an der Zeit, ihr eine Chance zum Fortbestehen zu geben."

das nach längerem Drehen und Wenden folgendermaßen entziffert werden konnte:

Zwei si e
g e e
r r ung en
e s
le b e
D er,
Kai s er

Da es sich seit längerer Zeit um die erste positive Nachricht vom Kampfgeschehen handelte, herrschten eitel Feude und Wohlgefallen. In das Knallen der Sektpfropfen knallten jedoch Schüsse, und es folgte ein heilloses Durcheinander nebst kopfloser Flucht der hohen und höchsten Herren. Erst viel später wurde unter Makulatur zufällig ein Durchschlag des bewußten Meldeformulars gefunden. Der Text lautete unverstümmelt:

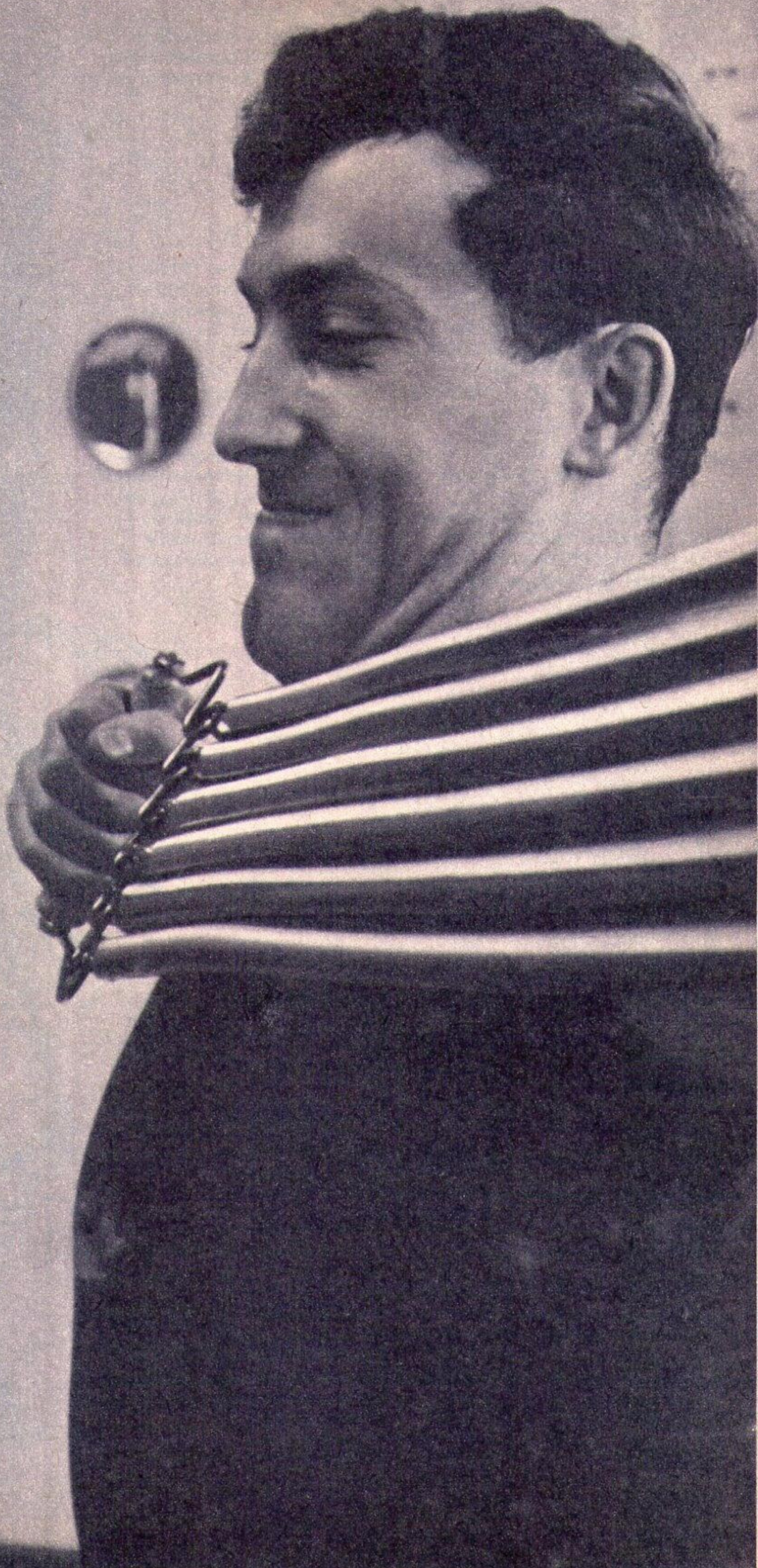
Zwei Divisionen fast ganz aufgerieben. Benötigen sofort Verstärkung. Können uns allein so noch optimal ein bis zwei Tage halten.

Divisionsquartier IV., d. 15. Mai
gez. von Kaimanek
Oberst/Quartiermeister

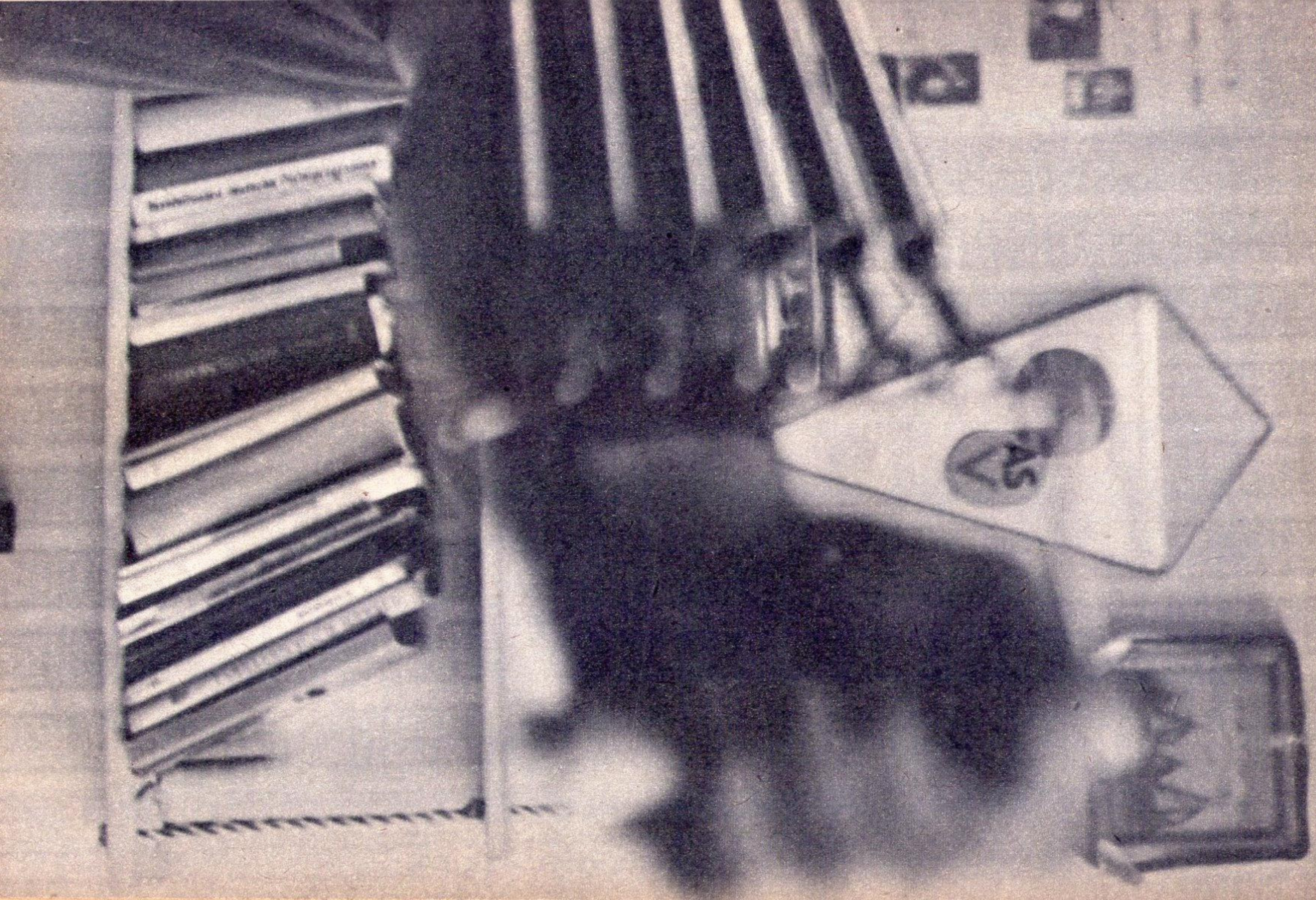
Als sich die Balkanoffensive endgültig in einen ungeordneten Rückzug verwandelt hatte, flatterte in das KuK – Oberkommando ein blutbeschmiertes, zerknittertes und zerfetztes Meldeformular,

Ein Spötter empfahl, dem 1813 abgesetzten Bonaparte das halbe Korsika zu überlassen. Auf die Frage, warum nur die Hälfte, erläuterte er: „Damit er sich die Zeit damit vertreiben kann, die andere zu erobern."

Der Sekretär, der Wachsoldat



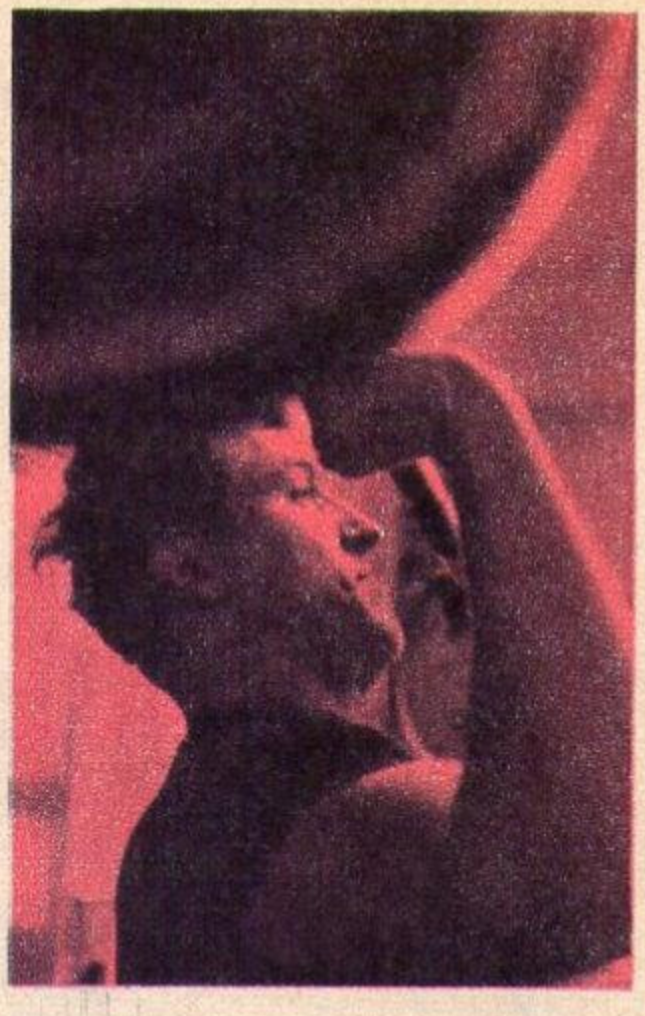
Natürlich hat er einen richtigen Namen, der hier den Expander zieht, und bei jenem nennt man ihn auch gewöhnlich. Er heißt Hans-Joachim Hochberg, ist 23 Jahre alt und Unterfeldwebel in der Wachkompanie Eisermann. Wenn's aber um den Sport geht, ruft man ihn meist kurz und bündig „Sekretär" – was von „ASV-Sekretär" kommt und eigentlich nicht der richtige

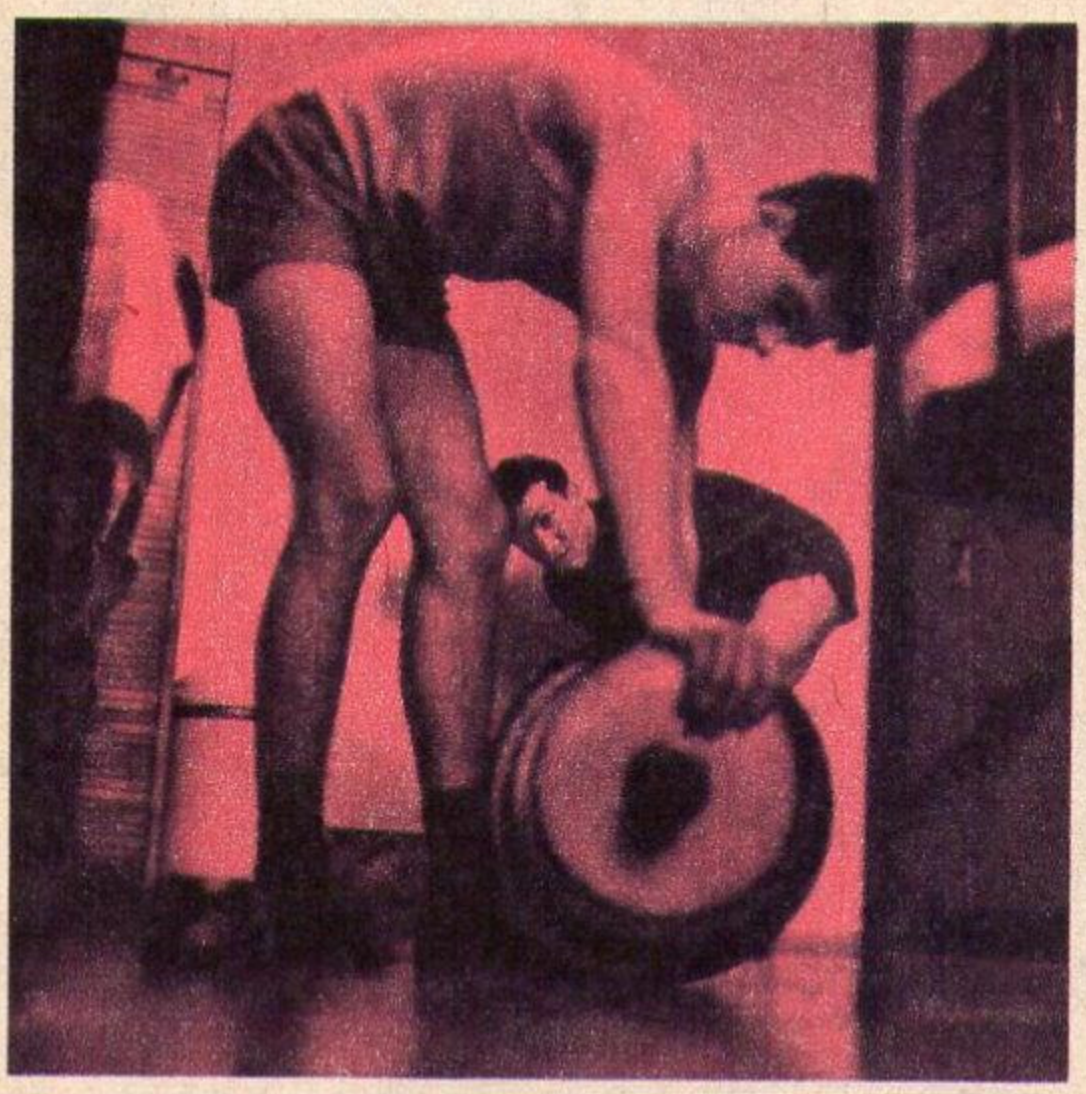


Terminus ist, weil das im offiziellen Armeesportsprachgebrauch „Sportorganisator“ heißt. Doch wer streitet sich da schon um Titel, wenn in Ordnung ist, um was es sich dreht: nämlich der Sport.

„Kommen Sie in meine Stube“, sagte der Sekretär. Ich trat ein und sah: drei Betten, vier Stühle, einen Tisch, Schränke. „Sie sehen“, klärte er mich auf, „einen Teil unserer Sportgeräte“.

Ich muß mächtig dumm dreingeschaut haben, denn er beeilte sich, mir dieses kleine Sportwunder zu erläutern. Er tat das übrigens sehr eindrucksvoll. Unter dem einen Schrank zog er eine Metallscheibe hervor, unter dem an-



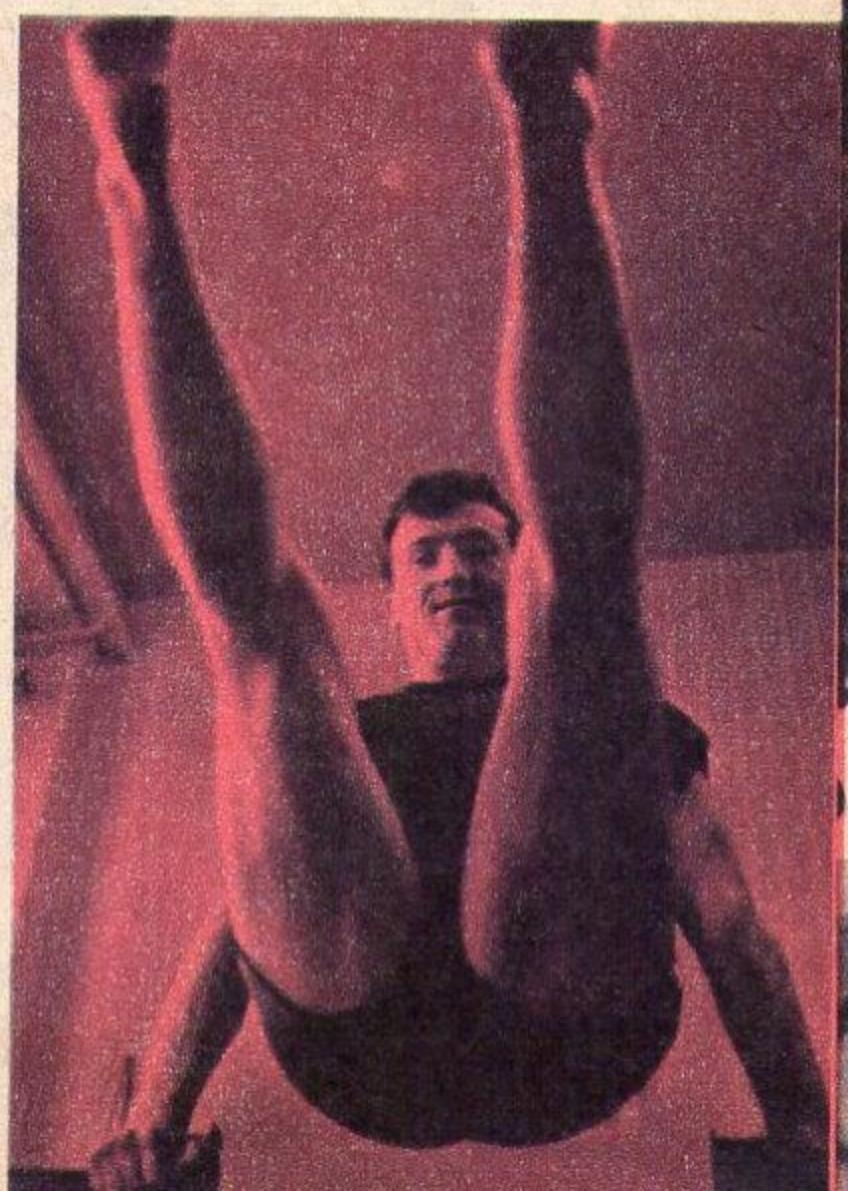


deren ebenfalls eine, und der Raum zwischen Wand und Schrank entpuppte sich als Aufbewahrungsort für eine Eisenstange. „Das ergibt eine Gewichtheberhantel für freie Minuten ..“ Dann hockte er sich zwischen zwei der Eisenbetten und demonstrierte „Beugestütze am Barren“. Schließlich kam noch ein Expander zum Vorschein, und spätestens hier war mir klar geworden, daß ich mich nicht nur schlechthin in einem Unteroffizierszimmer, sondern zugleich in einem „Kraftraum“ befand.

„Fehlt nur noch die Reckstange“, warf ich ein. „Die befindet sich nicht weit von hier“, wurde ich aufgeklärt, „nämlich im Waschraum. Dort haben wir sie auf zwei Eisenträger gelegt. Das hat zwei Vorteile: Sie ist zum Klimmziehen für jeden schnell zugänglich, und wer ins Schwitzen kommt, kann sich gleich waschen.“

An dieser Stelle bin ich dem Leser eine Erklärung schuldig, da ich zu diesem Zeitpunkt bereits ein Handicap kannte, mit dem die Sportgruppe Eisermann und mit ihr auch die anderen Wacheinheiten des Truppenteils zu kämpfen haben. Es gibt im Objekt keinen Sportraum, ganz zu schweigen von einer Halle. Auch der letzte Keller ist hier belegt. Nun könnte allein die Tatsache ein Argument gegen einen geregelten Freizeitsport sein. Bei den Wachsoldaten jedoch zählt sie nicht. Sie bewiesen ihre Sportbegeisterung nicht zuletzt daran, daß sie sich aus eigenen Kräften eine Sportanlage im Freien bauten, deren Wert auf 35 000 Mark geschätzt wird. Im Winter und bei schlechtem Wetter läßt man sich etwas einfallen – so wie Genosse Hochberg. „Zum Krafttraining nutzen wir auch den Flur“, ergänzte er. „Da unsere Möglichkeiten eben rar sind, muß man sich 'was einfallen lassen. Sonst ist Flaute.“

Daß bei den „Eisermännern“ z. B. im letzten Winter keine war, kann man leicht an den Ergebnisprotokollen des ersten Fernwettkampfes beweisen, der bekanntlich die stärksten Männer der Armee suchte. Mit Unterfeldwebel Hochberg (14.), Soldat Lorenz (27.) und Soldat Hamann (38.) hatten sich gleich drei dieser Sportgruppe für den Endkampf qualifiziert, und als einer mehr aus Spaß die Punkte summierte, stellte man mit Erstaunen fest, daß sie die drei „Widdermänner“ aus Leipzig (siehe auch „AR“, Nr. 2) geschlagen hatten. Für den rührigen Unterfeldwebel war es bereits die zweite Armeemeisterschaft, wie ich den Urkunden über seinem Bett



neben der Mireille Mathieu entnehmen konnte. Und ein letzter Blick auf die recht ansehnlichen Muskelpartien ließen mich überzeugt die Vermutung äußern: „Na, Sie sind ja auch Gewichtheber, zumindest Kraftsport-Kulturist . . ."
Er lächelte ein wenig mitleidig. Doch woher sollte ich beim besten Willen wissen, daß er — Radrennfahrer ist. Genauer gesagt, er war es, obwohl er noch heute sein Rennrad in der Kaserne hat und von Frühjahr bis Herbst so manche Kilometer „herunterschrubbt". Doch mehr aus Freude und „um Kondition zu machen". Denn seit seinem letzten großen Rennen, 1967 bei der deutschen Meisterschaft der DDR über 175 km (wo er, wie er stolz zu berichten wußte, 32. wurde), hat er keins mehr bestritten. „Das läßt das System unseres Wachdienstes einfach nicht zu", sagte er, nicht etwa resignierend. „Ich sehe es völlig ein: An erster Stelle steht die Gefechtsbereitschaft. Ihr muß alles untergeordnet sein. Wo kämen wir sonst hin? Es läßt sich schon im Sport auch unter ungünstigsten Bedingungen etwas machen."
Als alter „Renner" hat er natürlich etwas für Kondition und Ausdauer übrig. Als ich ihn besuchte, waren die Crossläufe noch stark im Gespräch. Nicht nur, weil er es verstand, alle für das „Lauf dich gesund!" über Stock und Stein zu begeistern. Auch aus diesem Grunde: In der Kompanie Eisermann gab es ein Cross-As, den Soldaten Reiner Hamann. Über eine Minute hatte der nach den 5000 m in recht schwierigem Gelände schließlich Vorsprung — und das bei der ASG-Meisterschaft. Da die „Eisermänner" infolge ihres regelmäßigen Lauftrainings überhaupt gut in Schuß waren, machten auch die anderen keine schlechte Figur — und den Mannschaftssieg komplett.
Wenig später gewann Reiner Hamann sogar die Titelkämpfe seiner Bezirksorganisation! Übrigens hatte der Soldat Hamann im Winter schon eine Premiere gewonnen, die I. Biathlonmeisterschaft der Wachsoldaten. Ganz souverän wiederum, obwohl er für schlechte Zielleistungen (Handgranatwerfen statt Schießen) noch Zeit abgezogen bekam. ▶

„Also ein Langstreckenläufer von Hause aus“, konstatierte ich.
Wieder hatte ich mich geirrt. Es war ein Nordisch-Kombinierter aus Klingenthal! Und ich überzeugte mich an Hand des Zahlen-Archivs: Reiner war tatsächlich 1967, bei der deutschen Skimeisterschaft in Mühlleiten, Kombinations-Fünfter geworden.
„Habt ihr noch mehr solche Sportkanonen?“ fragte ich vorsichtig.
„Immerhin noch einen DDR-Meister, wenn's recht ist!“
Natürlich war es mir recht, und so stellte man mir vor: Soldat Gerald Lorenz, 19 Jahre alt, Faustballer, ehemals bei der BSG Fortschritt Walddorf. Dort wurde er mit seinen Sportkameraden einmal Schüler-, einmal Jugend- und zweimal Juniorenmeister der Republik. Nun wird in der Sportgruppe (noch) nicht Faustball gespielt, doch haben Sportarten wie Volleyball, Kleinfeldfußball und Handball eine gute Tradition. Gerald wird sich vielleicht bald als gefürchteter Schmetterkünstler auszeichnen, oder es gelingt ihm, die ganze Truppe für den Faustball zu gewinnen. Warum sollte diese interessante, oft nur nicht recht gekannte Sportart nicht auch in der Armee Einzug feiern? „Mein Traum: einmal die ganze Kompanie geschlossen beim Sport zu sehen“, seufzte der Sekretär. „Aber das bleibt ein Wunschtraum. Auf Grund des Wachdienstes ist das nicht drin. Obwohl, unser Chef, Hauptmann Eisermann, kümmert sich selbst sehr viel um unseren Sport. Es geht ihm dabei nicht um ein paar ‚Asse‘, sondern darum, daß sich alle beteiligen. Deshalb fordert er auch von mir regelmäßig Rechenschaft über den Freizeitsport und gibt auch selbst Hinweise und Ratschläge. Und wenn es Erfolge gibt, spart er auch nicht mit Belobigungen oder Auszeichnungen. Können Sie verstehen, daß es bei uns aber trotzdem schwieriger ist, Sport mit System zu treiben, als beispielsweise in einer mot. Schützen-Einheit, die in der Ausbildung steht?“
Ich konnte es, und umso mehr schätzte ich die Begeisterung der eisernen „Eisermänner“. Was bei anderen vielleicht zum Alltäglichen zählt, wird hier infolge komplizierten Dienstes und magerer Sportbasis zum Besonderen. Und mit der Bereitschaft zum physischen Training ist es nicht anders als woanders: Ein Drittel der Soldaten ist von vornherein äußerst aktiv, ein weiteres Drittel macht gern mit, wenn es dazu aufgefordert wird; das letzte Drittel, so Hans-Joachim Hochberg, „hat den Sinn des regelmäßigen Sports noch nicht richtig erfaßt“. Diese Schar aber zu gewinnen, darum geht sein Kampf. Interessante Wettbewerbe (auch Tischtennis und Leichtathletik rechnen bei den Wachsoldaten dazu) können viel dazu beitragen, eine gehörige Portion Überzeugungsarbeit aber darf nicht fehlen. „Wir werden diesen Rest gewinnen“, stellte

er unternehmungslustig fest – er, der sich im Sommer vorigen Jahres endgültig schwor: „Beim Sport bleibst du“ und Anfang dieses Jahres von seinen Genossen zum Sportorganisator (eben zum „Sekretär“) gewählt wurde. Ein denkwürdiges Ereignis gab für diese Entscheidung, dem Sport auch in Zukunft seine Freizeit zu widmen, den letzten Ausschlag – das V. Deutsche Turn- und Sportfest der DDR. In Leipzig nämlich war er, einer von vielen hundert, bei der glanzvollen Sportschau der Nationalen Volksarmee dabei. „Das war mein größtes Erlebnis, das ich bisher als Soldat hatte. Diese Atmosphäre, und dann das Gefühl nach der Übung: Alle waren stolz auf uns.“ Mit dem Leipziger Festelan kehrte er in seine Kompanie zurück, und mit ihm mobilisierte er das Sportleben in ihr.

Meine letzte Frage sollte weder ihn noch seinen Kommandeur verletzen. Aber ehrlich, meinen Sie vielleicht

nicht: Warum soviel über Sport bei Soldaten, die Tag für Tag oder Nacht für Nacht „nur“ Wache stehen? Brauchen die denn Kraft, Ausdauer und Gewandtheit?

Hauptmann Eisermann: „Natürlich. Die aktiv Sport treiben, sind auch beim Wachdienst fit. Wer durchtrainiert ist, bei dem hält die Konzentration weitaus länger an; er ermüdet nicht so leicht.“

Und unser Sportsekretär ergänzte: „Wenn ich von Wache komme, muß ich einfach Bewegung haben. Da muß ich mal richtig laufen oder radfahren oder zur Hantel greifen.“

Sagte es, holte sich unterm und hinterm Schrank Scheiben und Stange hervor und baute sich die Gewichtheberhantel zusammen.

So ist er, der „Sekretär“, oder mit richtigem Namen Unterfeldwebel Hans-Joachim Hochberg, 23 Jahre alt, Sportorganisator bei den „Eisermännern“

Klaus Weidt

Bild links: Marktplatz mit Rathaus und Apothekenerker
Bild rechts: Straße der Republik

Aus unserer Garnisonstadt GERA

„Gera: Bezirksstadt an der Weißen Elster, 995 erstmals erwähnt, im 13. Jahrhundert Stadt, 1806–1918 Residenz des Fürsten von Reuß, Bahnknotenpunkt, Textil- und Metallindustrie, nahebei Erzbergbau, 1957 rund 98 000 Einwohner."

So steht es im Lexikon von 1958. Inzwischen sind zwölf Jahre ins Land gegangen, und einige Daten des Nachschlagwerkes sind längst überholt. Gera hat bereits die Hunderttausendgrenze überschritten – 111 220 zählt es. Und überhaupt – Gera ist eine Reise wert.

Da weilten wieder einmal zu Besuch in Gera der ehemalige sowjetische Kommandant, Oberst Sheltowski, und Monsieur Auguste Gillot, Bürgermeister der 90 000 Einwohner zählenden französischen Stadt Saint-Denis.

Bei einem ersten Rundgang durch das neuerbaute Ausstellungszentrum an der Geraer Radrennbahn, wo sich gerade die Industrie des Bezirkes in einer Lehr- und Leistungsschau ein Stelldichein gab, kamen beide zu dem Urteil: Gera, ja der ganze Bezirk hat sich so verändert, daß man sich vielerorts einfach nicht mehr zurechtfindet.

Bei einem Stadtrundgang begleitete ich die Gäste. Schweigend verharrten sie vor der Inschrift am renovierten Rathaus, wo vor 50 Jahren unter den Garben der Kapp-Putschisten 13 Arbeiter niedergestreckt wurden. Die Gäste gedachten auch der Geraer Widerstandskämpfer, die in den Ketten der Gestapo schmachteten, und auch jener Tage des Juli 1945, als – den abziehenden Amerikanern folgend – die Sowjetarmee durch ein Spalier von 30 000 Arbeitern in Gera Einzug hielt.

Vor einigen Jahren hat Gera einen Freundschaftsvertrag mit der französischen Partnerstadt Saint-Denis abgeschlossen, und es ist deshalb verständlich, daß den französischen Gast und seine Begleitung vor allem der Aufbau Geras interessierte. Was lag also näher, als den neuen Stadtteil Gera-Bieblach zu besuchen. Am Nordrand der Stadt, auf dem sogenannten Bieblacher Hang, entstanden tausende Wohnungen, drei neue Schulen, moderne Ladenstraßen, Kindergärten und -krippen. Zwischen den Häusern waren die Einwohner gerade dabei, ihren Stadtteil zu verschönern, und sowjetische Soldaten halfen ihnen. Das war übrigens nicht das erste Mal. Als es darum ging, Arbeitseinsätze für den Ausbau der „Grünen Mulde" und den Bieblacher Volkspark zu starten, waren unsere sowjetischen Freunde oft dabei.

DDR
UNSER VATERLAND

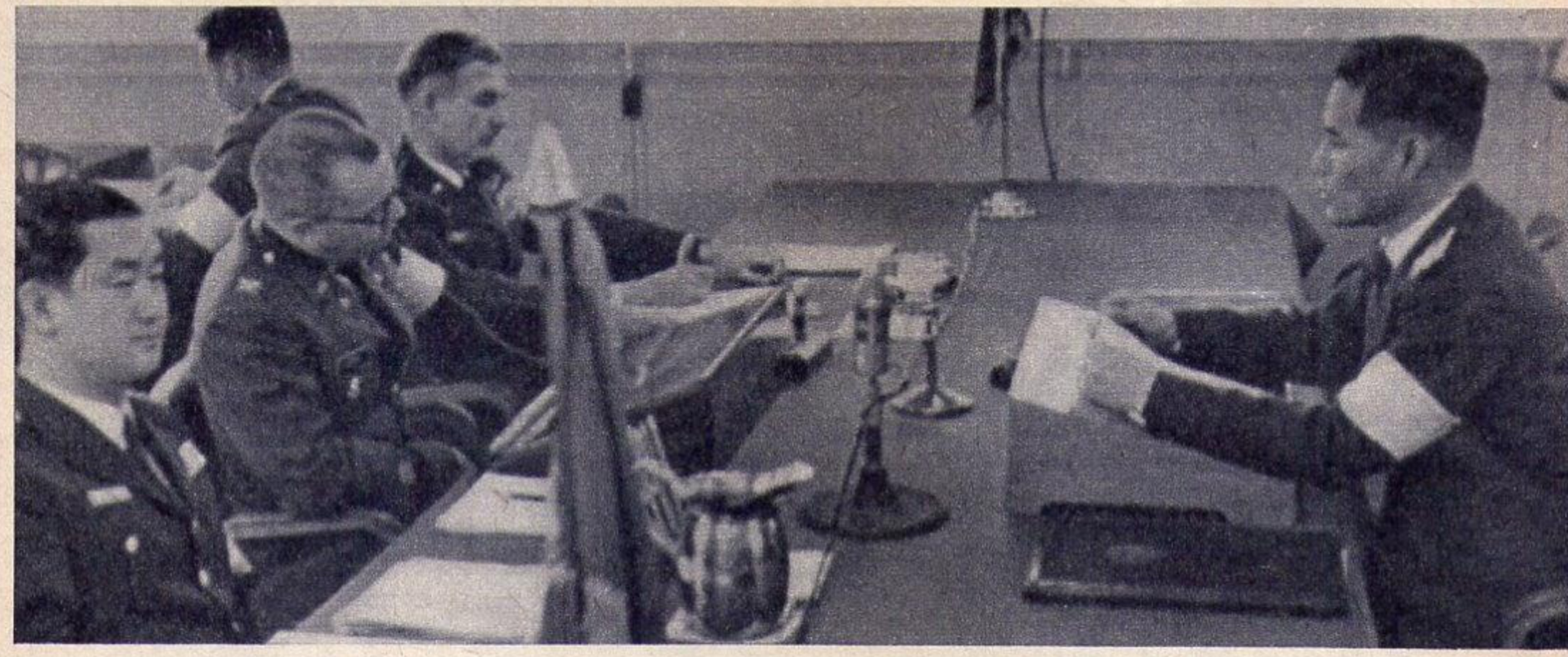
Aber nicht nur in Gera-Bieblach, auch im Zentrum, im Süden, Osten und Westen der Stadt wurde viel Neues gebaut

„Bei meinem letzten Besuch standen hier noch alte Häuser, zum Teil von den Bombenangriffen des zweiten Weltkrieges gezeichnet", erinnerte sich der französische Bürgermeister, als er sich das neue „Interhotel Gera" und die neue Ladenstraße mit dem Hochhaus gegenüber betrachtete. Als die Gäste dann vom neuen Café Osterstein – von Albert Norden einmal scherzhaft als Müggelturm Geras bezeichnet – das Panorama der Stadt im Glanz der Sonne zu ihren Füßen sahen, fanden sie viele lobende, ja begeisterte Worte für die Geraer Bauarbeiter.

Aber natürlich bilden nicht nur Bauarbeiter die Geraer Arbeiterschaft. Zu ihr zählen die in Gera beheimateten Erzkumpel der Wismut und die Metallarbeiter des Geraer Kombinates Wema UNION, deren mit Leipziger Messegold ausgezeichnete Bohr- und Fräsgeräte in viele Länder der Erde, darunter in die Sowjetunion, die USA, nach Kanada, Japan, Großbritannien und Westdeutschland exportiert werden. Und dann nicht zu vergessen die fleißigen Arbeiter der Geraer Textilbetriebe, die vor allem im Kombinat Modedruck und in den Kammgarnspinnereien konzentriert sind.

Dann hatten unsere Gäste das restaurierte Geraer Theater erreicht, und sie erfreuten sich an den bunten Blumenrabatten im „Park der Opfer des Faschismus" und dem sorgsam gepflegten Gebäude der „Orangerie". Und schließlich ließen sie es sich auch nicht nehmen, die Sportanlagen am Ufer der Elster zu besichtigen. Groß und hell steht jetzt die neuerbaute „Erwin-Panndorf-Sporthalle" gegenüber dem Stadion, in dem die Fußballanhänger an den Wochenenden ihre Wismut-Mannschaft anfeuern. Auf einem Plakat ist eine große Schwimmhalle abgebildet, wie sie hier errichtet wird. Aber das ist längst nicht alles, was Gera an Sportstätten zu bieten hat. So können die Radsportler ihre Kräfte auf einer neuen Radrennbahn, die Schützen auf dem Schießstand, die Segelflieger und Fallschirmspringer auf dem Flugplatz Gera-Leumnitz ihr Können messen.

Es werde nicht sein letzter Besuch in Gera sein, sagte der französische Bürgermeister zum Abschied. Und er sei sicher, erklärte er, bei seinem nächsten Besuch erneut viel Interessantes und Schönes zu sehen. *Gisela Sokolowski*



Frontlinie am 38. Breitengrad

Von Juan Cobo,
Sonderberichterstatter
der „Neuen Zeit", Moskau

Der Schlagbaum schiebt sich langsam zur Seite. Ein am „Schilderhaus" aus Beton stehender Posten mit umgehängter MPi salutiert, und unser Wagen setzt sich wieder in Bewegung. Auf einer staubigen Landstraße geht es zur Demarkationslinie. Hinter einem gelbgestrichenen Pfosten mit der Nummer 0098 beginnt hier die entmilitarisierte Zone. Sie erstreckt sich über mehr als zweihundertfünfzig Kilometer und überquert Korea vom Japanischen bis zum Gelben Meer – ein welliger aber gleichmäßig breiter Streifen: je zwei Kilometer tief nördlich und südlich der Demarkationslinie, die in der Nähe von Panmunjon den 38. Breitengrad schneidet.

Um uns dehnen sich sorgfältig bestellte Reis- und Maisfelder. Flache, mit Grün bestandene Hügel, herbstlich gelbes Gras, hie und da eine Blume. Nur der Autolärm stört die Stille. Sonst ist alles ruhig. Aber diese Ruhe kann trügerisch sein

Beiderseits der Straße ziehen sich, soweit das Auge reicht, riesige, unbehauene Granitblöcke dahin – Panzersperren. Vielerorts sind die mächtigen Steinbrocken dicht am Straßenrand aufeinandergewälzt worden. Mit verhältnismäßig wenig Mühe könnte man sie herabrollen lassen, um den Weg, den wir jetzt ungehindert passieren, zu blockieren.

Mir fallen die Blumen auf. Sie sind hier nicht zartblau und rosa wie anderswo in Korea, sondern blutrot. Unwillkürlich muß man daran denken, wieviel Blut hier vor fast zwanzig Jahren und auch danach noch geflossen ist. Mehrmals brandete der Krieg über den 38. Breitengrad: Zuerst im Juni 1950, als die Koreanische Volksarmee, eine Aggression von Li Syng Mans Marionettentruppen abschlagend, stürmisch bis zur südlichsten Spitze der Halbinsel vorstieß. Im Herbst des gleichen Jahres legte diesen Weg in nördlicher Richtung ein von McArthur befehligtes Okkupationsheer zurück. In den zwei darauffolgenden Jahren wurde entlang des 38. Breitengrades immer wieder heftig gekämpft. Diese Kämpfe dauerten bis zum Sommer 1953 an, als in Panmunjon das Waffenstillstandsabkommen unterzeichnet wurde.

All das geht einem durch den Kopf, während der Wagen vorsichtig, gleichsam jeden Meter der Straße abtastend, auf Panmunjon zufährt. Von dem Krieg, der hier vor fast zwei Jahrzehnten tobte, merkt man nichts mehr. Indessen herrscht aber über Koreas Reisfeldern auch kein Friede – es gibt nur eben den Waffenstillstand, und der ist spannungsgeladen und unsicher

Fast greifbar wird diese Spannung in Panmunjon, dem Zentrum einer nur sechshundert mal sechshundert Meter großen Zone der „gemein-

samen Bewachung". Einige Baracken und Schilderhäuser, über ihnen die rotblauweiße Fahne der Koreanischen Volksdemokratischen Republik und die hellblaue der Organisation der Vereinten Nationen. Südlich von dieser winzigen Siedlung befindet sich das Hauptquartier der Beobachter aus Schweden und der Schweiz, die den Waffenstillstand zu überwachen haben, nördlich liegt das von den Beobachtern aus Polen und der Tschechoslowakei bewohnte Haus.

◀ **Im Verhandlungsraum der Militärischen Waffenstillstandskommission. Oberst Tschoo Kuung Han (rechts) protestierte im Namen der KVDR gegen wiederholte militärische Provokationen der amerikanisch-südkoreanischen Seite und warnte vor den möglichen Folgen.**

Das Ende einer Luftprovokation. Nachdem sie die Waffenstillstandslinie verletzt hatte, wurde diese amerikanische Hubschrauberbesatzung zur Landung gezwungen und auf dem Territorium der KVDR festgenommen.

Vertreter der Koreanischen Volksarmee, die uns begleiten, zeigen uns die Baracke, in der die Militärische Waffenstillstandskommission ihre Sitzungen abhält. Ein kleiner Raum, durch einen quergestellten mit grünem Tuch überzogenen Tisch in zwei Hälften geteilt. Über die Mitte dieses Tisches verläuft die Demarkationslinie: gekennzeichnet durch die schnurgerade verlegten Mikrofonkabel.

Aus einem der weit geöffneten Fenster sieht man direkt auf die Baracke der „UNO-Truppen", von der uns nur einige Dutzend Meter trennen. Es treten Soldaten aus dieser Baracke, um einen Blick auf uns zu werfen. Aber alle, die sich zeigen, haben die weißen Buchstaben „US Army" über den Brusttaschen ihrer Jakken; im übrigen tragen sie enganliegende Hosen, breite Gürtel und Stahlhelme.

Einer dieser „UNO-Soldaten", ein noch ganz junger, schlacksiger Kerl, fotografiert uns. Seine Figur füllt den Fensterrahmen, und er steht uns ungeniert im Lichte. Dazu trägt er eine maskenhaft erstarrte Miene zur Schau, die allerdings zu seinen unablässig auf einem Kaugummi herummalmenden Kiefern merkwürdig kontrastiert.

Der Sitzungsraum der militärischen Kommission hat zwei gegenüberliegende Türen, durch die die Vertreter beider Seiten hereinzukommen pflegen. Unmittelbar vor unserer Ankunft in Panmunjon konferierten sie hier zum 295. Male seit der Unterzeichnung des Waffenstillstands in Korea.

Bei diesem Treffen legte der Chefdelegierte der KVDR in der militärischen Kommission eine neue Liste von Verstößen der anderen Seite gegen den Waffenstillstand vor. Der schwerste war die Beschießung von Stellungen der Koreanischen Volksarmee im Raum des Osonsan-Berges mit 105-mm-Haubitzen, schweren Granatwerfern und Panzerabwehrkanonen der südkoreanischen Truppen.

Überfälle wie der bei Osonsan sind am 38. Breitengrad keine Seltenheit, und es ist nicht ver-

wunderlich, wenn man diesen Breitengrad in Volkskorea heute noch vielfach die Front nennt. Immer wieder sehen sich die Genossen der Koreanischen Volksarmee genötigt, kleinere und größere Provokationen abzuwehren. Von solchen Zusammenstößen weiß die Weltöffentlichkeit oft weniger als beispielsweise von dem Aufbringen des amerikanischen Spionageschiffes „Pueblo" durch die Seestreitkräfte der KVDR im Januar 1968 oder dem Abschuß eines US-Luftspions. Dabei vergeht in der entmilitarisierten Zone kaum ein Tag ohne vom Feinde provozierte bewaffnete Zusammen-

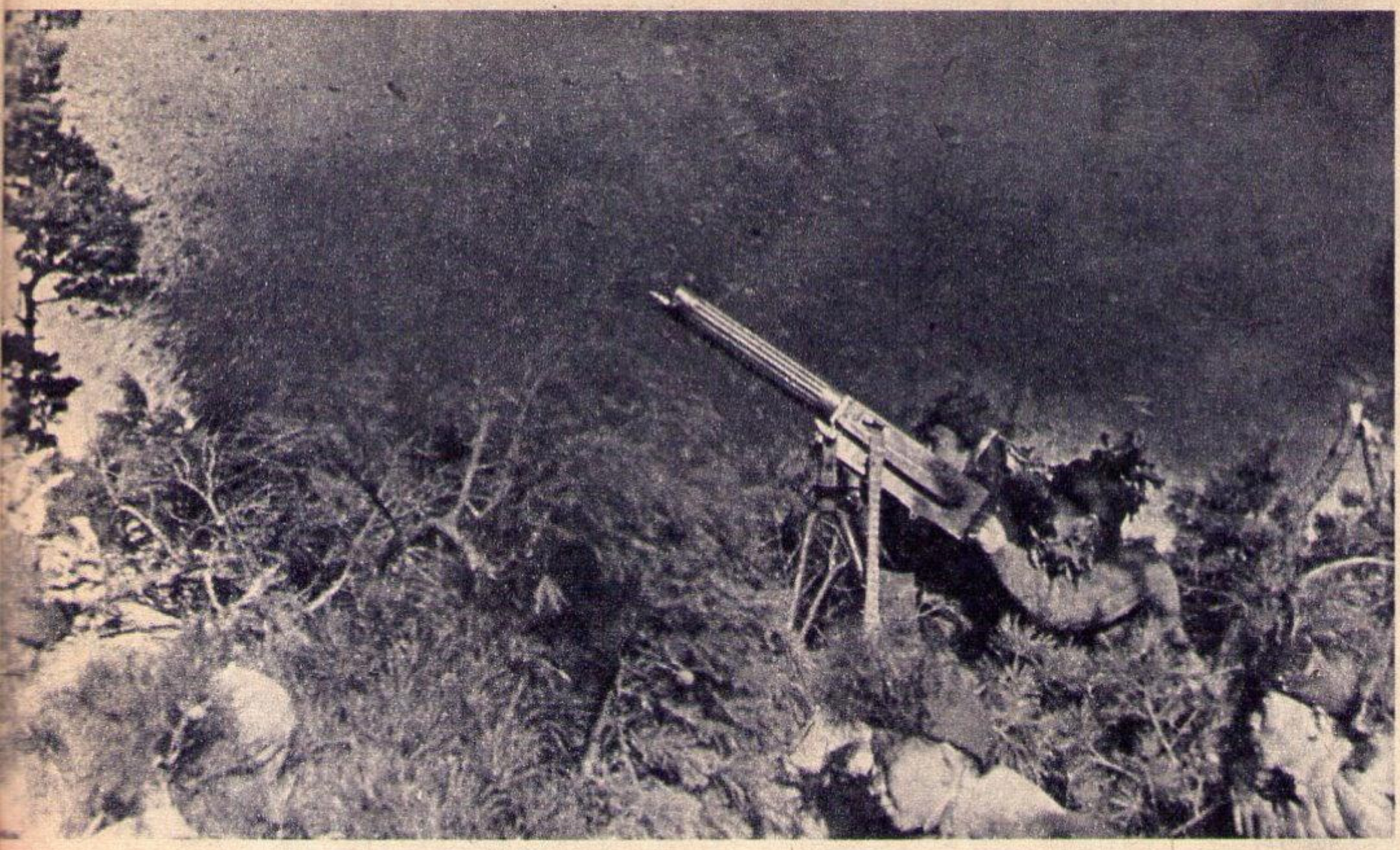
US-Killer 1951 in Korea. Die Leben hunderttausender koreanischer Menschen stehen auf dem Blutkonto der amerikanischen Interventionstruppen, darunter auch die von etwa 33 600 barbarisch ermordeten nordkoreanischen Kriegsgefangenen. Zehntausende in Gefangenschaft geratene Angehörige der Koreanischen Volksarmee wurden außerdem vorsätzlich verkrüppelt.

Ein kleines Volk wehrte sich gegen den mächtigen imperialistischen Weltgendarmen. Unterstützt von den Ländern des Sozialismus und der friedliebenden Menschheit, blieb es Sieger und behauptete seine Freiheit.

CHRONIK der Ereignisse

Im August 1945 befreite die Sowjetarmee Korea von japanischer Kolonialherrschaft. Am 8. September 1945 landeten im Ergebnis der Kapitulation Japans Truppen der USA und besetzten Südkorea bis zum 38. Breitengrad, was in der Folge zur Spaltung des Landes führte. Während die Sowjetunion Ende 1948 ihre Verbände aus Nordkorea abzog, bauten die USA ihre Militärstützpunkte in Südkorea aus und forcierten die Aufstellung einheimischer Hilfstruppen, denen sie bis Juli 1949 für 110 Millionen Dollar Waffen lieferten.
Nach einer Serie von Grenzprovokationen griff die südkoreanische Armee am 25. Juni 1950 die KVDR an und drang auf deren Territorium vor. Von der Koreanischen Volksarmee wurde sie jedoch sofort zurückgeworfen; und bis zum 14. September 1950 waren ihre Hauptkräfte zerschlagen. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Volksarmee neun Zehntel des Territoriums Südkoreas befreit.
Inzwischen hatten die USA jedoch in dem von ihnen beherrschten UNO-Sicherheitsrat – in Abwesenheit des Vertreters der UdSSR – eine Resolution durchgesetzt, wonach die amerikanischen Truppen in Korea als „UNO-Streitkräfte" angesehen wurden, das amerikanische Kommando als „Vereinigtes Kommando" betrachtet und alle Mitglieder der UNO verpflichtet wurden, den amerikanischen Interventen bewaffnete Kräfte zur Verfügung zu stellen. Allerdings gelang es den USA nur, 16 Länder von den damals 52 Mitgliedstaaten in die bewaffnete Intervention hineinzuziehen – unter ihnen England, Österreich, die Türkei und Kanada. Den Oberbefehl erhielt der Oberkommandierende der amerikanischen Truppen im Fernen Osten, General McArthur.
Am 15. September 1950 landeten starke US-Kontingente, und die Volksarmee mußte sich in den nächsten Wochen zurückziehen. Als die Amerikaner bis zur chinesischen Grenze vorgedrungen waren, eilten Zehntausende chinesischer Freiwilliger der Koreanischen Volksarmee zu Hilfe. Gemeinsam gelang es ihnen, die Okkupanten über den 38. Breitengrad zurückzuwerfen. Im Ergebnis dessen sah sich der damalige USA-Präsident Truman am 25. Juni 1951 gezwungen, dem wiederholten Vorschlag der UdSSR zur friedlichen Regelung der Korea-Frage formell zuzustimmen. Die folgenden Waffenstillstandsverhandlungen wurden jedoch von den Amerikanern sabotiert. Trotz Festlegung einer Demarkationslinie führten sie noch bis Juli 1953 starke örtliche Kämpfe und setzten völkerrechtswidrig bakteriologische und chemische Waffen ein. Schließlich konnten sie jedoch nicht mehr umhin, am 27. Juli 1953 in Panmunjon die Waffenstillstandsvereinbarungen zu unterzeichnen. Am 31. Juli führten beide Seiten ihre Truppen um zwei Kilometer von der Frontlinie zurück.
Die chinesischen Volksfreiwilligen verließen 1958 die KVDR – die amerikanischen Besatzer blieben in Südkorea.

B - t



stöße. Besonders häufig sind die Provokationen nach dem Zwischenfall mit der „Pueblo“ geworden. Seitdem verstärkte das südkoreanische Diktaturregime Pak Tschung His, das mit Hilfe der USA eine 700 000-Mann-Armee aufgestellt hat, die Kriegshysterie und den militaristischen Taumel in Südkorea.

In Phoenjang löst das Vorgehen der Vereinigten Staaten und ihrer Seouler Marionetten begreiflicherweise Besorgnis aus und zwingt zu Gegenmaßnahmen. Wir unterhielten uns mit Soldaten und Offizieren der Koreanischen Volksarmee, die uns unumwunden sagten, daß sie jederzeit bereit sind, jede Aggression abzuschlagen und zu vergelten. Immer wieder betonten sie aber auch: „Wir wollen keinen Krieg!“

Der Krieg hat in Korea viele Leben dahingerafft. Unsere älteren Kollegen, die hier während des Krieges und in den ersten Jahren danach geweilt hatten, wußten noch, wie der nördliche Teil der Halbinsel damals ausgesehen hatte. Städte, Dörfer und Industriebetriebe lagen in Trümmern, die Erde selbst, von todbringendem Metall zerwühlt, war gleichsam von einer Pest heimgesucht. Viele meinten, daß Phoenjang an seiner alten Stelle nicht wiederhergestellt werden könne. Das Phoenjang aber, das wir sahen, war, wo es immer gewesen ist. Die hellen keramischen Verkleidungen seiner Neubauten schillerten freundlich, das im nationalen Stil geschmackvoll erbaute Große Theater, der monumentale Pionierpalast und die Universität gaben ihm großstädtisches Gepräge. Der Moranbon-Berg, den ein vor kurzem errichteter Fernsehturm krönt, gewährt einen herrlichen Ausblick auf die Hauptstadt.

Das Volk von Nordkorea hat alles, was zerstört war, wiederhergestellt und neue Städte und Siedlungen erbaut. In der Republik entwickeln sich die Industrie und das Verkehrswesen, es wird an einer Handelsflotte gebaut. Die Bevölkerung arbeitet unter Aufbietung aller Kräfte, um die Reichtümer des Landes zu mehren und einen langgehegten Traum zu verwirklichen: das Land wiederzuvereinigen.

Unerläßliche Voraussetzung der Wiedervereinigung ist jedoch der Abzug aller fremden Truppen aus dem Land. Diese Forderung unterstützt vor allem seit jeher die Sowjetunion. Auf der 24. UNO-Vollversammlung, im Jahre 1969, kam der sowjetische Außenminister, Andrej Gromyko, erneut auf diese wichtige Frage zurück.

„Man darf die Tatsache nicht mit Schweigen übergehen“, so sagte er, „daß die UNO-Flagge benutzt wird, um die Okkupation Südkoreas durch die Auslandstruppen als ‚legal‘ hinzustellen. Die Präsenz der USA-Truppen ist der Hauptgrund dafür, daß das koreanische Volk seinen Willen zur friedlichen Vereinigung des Landes nicht verwirklichen kann, ist ein Herd der ständigen Spannungen, die durch die Provokationen gegen den unabhängigen koreanischen sozialistischen Staat regelmäßig erhöht werden. Es liegt im Interesse des Friedens, daß ein eindeutiger Beschluß über die Zurücknahme aller fremden Truppen aus Südkorea gefaßt wird.“

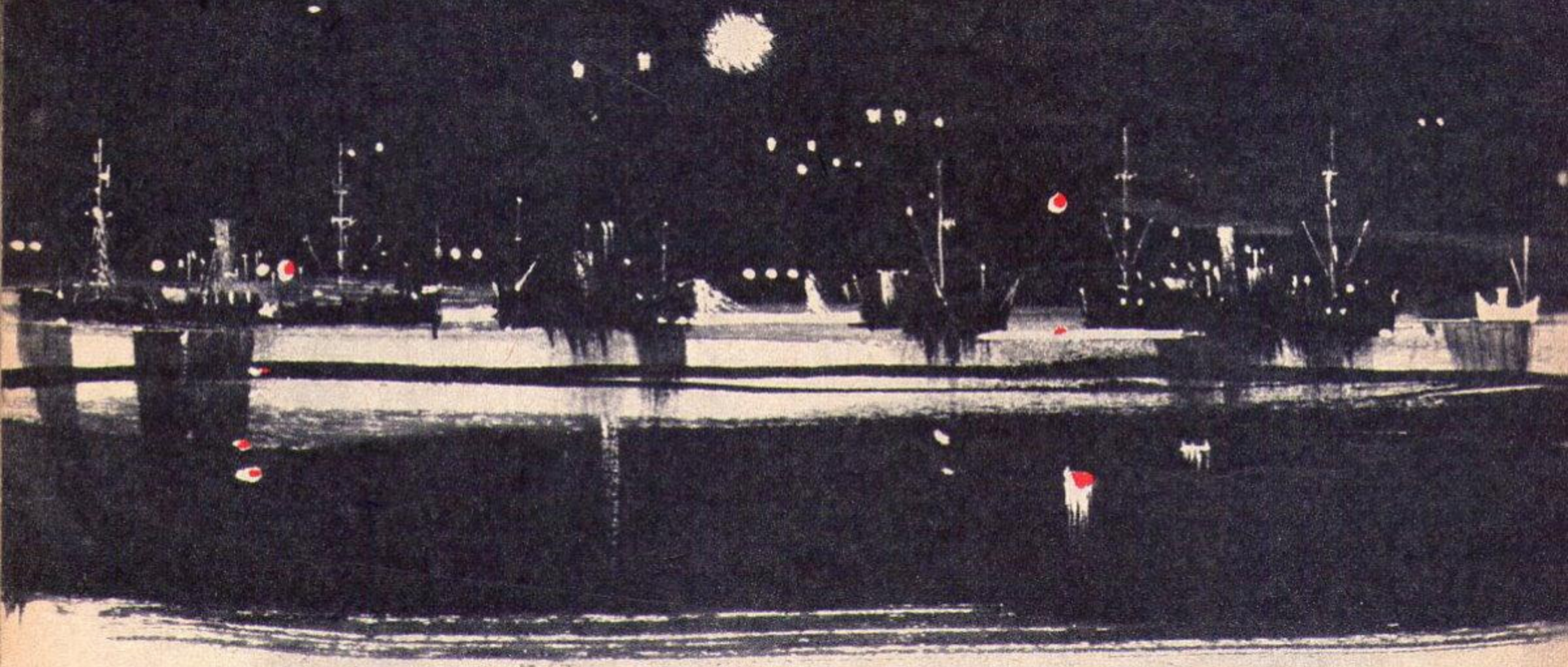
Im „neutralen“ Streifen des 38. Breitengrades verblühen die roten Blumen. Sie mahnen an das Blut, das hier vor nicht allzu langer Zeit vergossen worden ist.

2377
2322

Panzer
der polnischen Volksarmee

Warum braunte die

Von J. C. Schwarz



Ramat Gan ist ein Villenstädtchen im Norden Tel Awiws, an der großen Hauptverkehrsstraße nach Haifa. Hier bauten sich Geldleute und Industrielle ihre Villen, auf dem Hügel oder zu Füßen des Hügels, der dem Städtchen seinen Namen gab, denn Ramat Gan bedeutet soviel wie: Gartenhügel. Später, als ihre Betriebe wuchsen und große Profite abwarfen, verkauften die Geldleute die etwas altmodisch gewordenen Villen und bauten sich größere und modernere in Tel Benjamin oder auf dem Rambam-Hügel in der Nähe Ramat Gans. Einer dieser reichen Villenbesitzer stellt im Januar des Jahres 1948 sein Haus auf dem Hügel in Ramat Gan dem rechten Sozialdemokraten und zionistischen Politiker Ben Gurion zur Verfügung. Eingeweihte Kreise kennen bereits die politische Zukunft dieses Mannes. Im Mai werden laut UNO-Beschluß die Engländer ihr Mandat aufgeben und diesen Teil Palästinas verlassen. Auf einem bestimmten Territorium des Landes soll gegen den Willen der Araber, die Palästina als gemeinsame Heimat von Moslems, Juden und Christen ansehen, der zionistische Staat Israel proklamiert werden. England und die USA haben insgeheim schon ihre Fäden gesponnen, damit dieser neue Staat eine aggressive Kraft gegen die arabische Befreiungsbewegung und für die Verteidigung der imperialistischen Erdölinteressen im Nahen Osten wird. Das Amt des Ministerpräsidenten der provisorischen Regierung wird Ben Gurion übernehmen, bis zur Ausschreibung der Wahlen.

Wer soll auch so ein Amt übernehmen, wenn nicht Ben Gurion! Er ist ein alter Einwanderer, ein bei den nationalistischen Juden Palästinas und auch der übrigen imperialistischen Welt beliebter Mann, der großen Einfluß auf die sozialdemokratische Partei, ihre Gewerkschaft und Organisationen hat, einschließlich der angeblich „unpolitischen“ Organisation der Hagannah, des illegalen militärischen Verbandes aus der Zeit des britischen Mandates, aus dem jetzt die legale Israel-Armee werden soll. Er ist Oberkommandeur der Hagannah und wird Oberkommandeur der Israel-Armee sein: Ein kleiner uralter Mann, weißhaarig und pfiffig, ein Freund des westdeutschen Kanzlers Adenauer, kein revolutionärer Sozialdemokrat, sondern Arzt am Krankenbett des Kapitalismus, mit den besten Beziehungen zu den jüdischen Unternehmern. Kein Wunder, daß ihm

„ALTALENA"?

einer von ihnen sein Haus auf dem Hügel in Ramat Gan zur Verfügung stellt. Das Haus wird renoviert, zur Festung ausgebaut, mit kugelsicheren Wänden und kugelfestem Fensterglas versehen, auf dem Dach steht ein gut getarntes Maschinengewehr. Schwer bewaffnete Posten bewachen den Eingang und patrouillieren Tag und Nacht am Gartenzaun entlang. Denn Ben Gurion hat Angst. Auch der Mercedes, in dem er fährt, ist heimlich von innen gepanzert und hat kugelfeste Fenster erhalten, und zwar deshalb „heimlich", weil der Alte fürchtet, seine jüdischen Mitbürger merken zu lassen, daß er sich für gefährdet hält.

Ja, er ist gefährdet. Obwohl er die Majorität der jüdischen Bevölkerung hinter sich hat, weiß er, daß es eine bestimmte Gruppe gibt, die seinen Tod wünscht und über die Mittel verfügt, ihn herbeizuführen: Waffen und terroristisch geschulte Desperados. Das sind die faschistischen Etzel-Lechi-Leute und ihr auf eigene Faust eine abenteuerliche Politik betreibender Führer, ein gewisser Begin. Begin ist jung und unbekannt, im Vergleich zu Ben Gurion ein Nichts. Und doch macht er seit etwa zwei Jahren von sich reden. Es erschienen in den jüdischen Städten und Dörfern die ersten hektografierten Maueranschläge des „Etzel", wie sich Begins faschistische Terrororganisation nannte, in denen die Gründe für an englischen Beamten und Offizieren vollstreckte „Todesurteile" mitgeteilt wurden, was um so erschrekkender wirkte, als sie den Kommentar bildeten zu gleichzeitig erscheinenden alarmierenden Zeitungsnachrichten über die in den Maueranschlägen beschriebenen Vorkommnisse. Der Gründung des Etzel folgte bald die Gründung des „Lechi", einer ähnlichen, nur kleineren Terrororganisation, die sich die Ermordung einzelner Persönlichkeiten zum Ziel gesetzt hatte. 1947 sind die beiden Terrorgruppen bereits unter Begins Leitung fusioniert. Ihre Mitgliederzahl wird von der englischen Mandatsverwaltung absichtlich übertrieben hoch angegeben, nach Ben Gurions Informationen ist sie nicht höher als 3000, und Ben Gurions Informationen über die Vorgänge am „Hofe" Begins sind ausgezeichnet, dank der Tätigkeit eines eingeschleusten Spitzels namens Jizchak Teitelboim. Den 3000 Anhängern Begins stehen die 80 000 Mitglieder der Hagannah Ben Gurions gegenüber. Als eigentliche Aktivisten des Ter-

rors kann man nur 500 Mann annehmen, 2500 sind mit Versorgung und Organisation des Terrors beschäftigt. Immerhin, es sind 500 zum Äußersten entschlossene fanatische Mörder und Kidnapper, die mit ihrem eigenen Leben so abgeschlossen haben wie sie mit dem Leben anderer abrechnen: Eine gefährliche Kraft für ein kleines Ländchen, das nicht viel größer ist als die Mark Brandenburg.

Zuerst, als es anfing, dachte Ben Gurion, der schlaue Greis, Begin arbeite für den britischen Geheimdienst, der an einer Verstärkung der britischen Garnison in Palästina und an dem Argument interessiert sein mußte, dieses Land habe die nötige Reife noch nicht erlangt, um sich selbst verwalten zu können. Sehr bald aber wandten sich die Terroristen, deren Kampf antibritisch begonnen hatte, auch gegen die Araber und richteten Blutbäder unter ihnen an, die das Chaos in dem Ländchen weiter vergrößerten und die Verstärkung der britischen Polizei- und Militärkontingente nach sich zogen.

Zuerst hatte Ben Gurion geglaubt, das alles tue Begin für Großbritannien. Als er aber die Zusammensetzung der letzten Untersuchungskommission sah, in der die Briten fehlten und der amerikanische Einfluß dominierte, als ihm Teitelboim in immer stärker werdendem Maße von den amerikanischen Reisen und Beziehungen Begins und dessen amerikanischen Geldern und Waffen erzählte, merkte Ben Gurion plötzlich, daß er sich geirrt hatte, und er mußte schmunzeln, wie nur ein schlauer, über den Dingen stehender Greis schmunzeln kann: Begin, seine Terrorbanden, das blutige Chaos in Palästina waren Bestandteile eines zwischen Zionisten und Pentagon abgekarteten Planes, der zuerst so aussah, als würde er den Briten helfen, ihre militärische Macht in Palästina und damit im Vorderen Orient zu verstärken.

Aber jeder britische Soldat, der zusätzlich in das unruhige Ländchen kam, stützte nicht etwa Englands Behauptung, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, sondern Amerikas Behauptung, daß England außerstande sei, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Man kann nicht neben jeden Einwohner zwei Soldaten stellen, damit er sich ordentlich benimmt, das ist ein lächerliches System. Jeder britische Soldat, der zusätzlich den Boden dieses Landes betrat, demonstrierte, wie unerwünscht die britische Herrschaft in diesem Land war. Begin, laut Plan des Pentagon, zwang die Briten, immer mehr Soldaten zu schicken, wodurch immer mehr Britanniens eigentliche Ohnmacht und Unfähigkeit einer geordneten Verwaltung offenbart wurde. Erst schmunzelte Ben Gurion, als er das erkannte, dann bekam er es mit der Angst zu tun. Denn Begin ist der erklärte Todfeind aller Arbeiterorganisationen, ihrer Parteien und Gewerkschaften, auch wenn sie im Schlepptau der Bourgeoisie segeln. Daher die kugelsicheren Wände der Burg in Ramat Gan, die Panzerung des Mercedes, die schwer bewaffneten Palmach-Leibwächter des Oberbefehlshabers der Haganna und zukünftigen Ministerpräsidenten.

Illustrationen: Karl Fischer

Wenn Begin Werkzeug des Pentagons ist, muß man sich vor ihm in acht nehmen.
Ben Gurion grübelt. Wird es zum Bürgerkrieg kommen? Wird er mit seinen 80 000 Hagannah-Mitgliedern einschließlich Palmach das rechtssozialistische Heft in der Hand behalten? Oder wird der von USA geförderte faschistische Abenteurer Begin mit seinen Groß-Palästina-Phantasien und seinen 500 Desperados die Macht an sich reißen?
Ben Gurion zittert. „Sind die Sten-Guns geladen?" fragt er die Begleiter, wenn er in seinem gepanzerten Mercedes fährt. „Habt ihr noch etwas in der Tasche?" Damit sind die Eierhandgranaten gemeint. Manchmal denkt er: Ich müßte mit den Amerikanern sprechen und ihnen klipp und klar die Frage stellen, was sie mit mir vorhaben. Aber wie und wo, mit welchen Amerikanern? Von Natur aus neigt er mehr zu den Briten, er hat 30 Jahre lang als führender Mann der Jewish Agency[1], Sitz Jerusalem, mit ihnen zusammengearbeitet, er schätzt ihre guten Sitten. Bei den Amerikanern weiß man nie, auf wessen Tisch sie ihre Füße legen werden. Schließlich hält Ben Gurion es nicht mehr aus: Er sendet einen Unterhändler zu Begin, nachdem Teitelboim aufgeklärt hat, wie man an den geheimnisvollen Terroristenführer herankommt. Ein geheimes Treffen zwischen Ben Gurion und Begin zu Füßen des Napoleonberges im Rücken Ramat Gans wird vereinbart.
Eines Morgens beobachtet der jüdische Blumengärtner, der seine in allen Farben leuchtenden Felder am Napoleonsberg hat, eine merkwürdige Militär-Parade auf dem Distelfeld im Westen des Berges. Zwei schwer bewaffnete Regimenter stehen einander gegenüber, die Männer tragen Stahlhelme, auf beiden Seiten sind Maschinengewehre aufgebaut und richten ihre Mündungen aufeinander. In der Mitte zwischen den beiden Gruppen hat man Pfähle in den Boden gerammt, die eine provisorische Tischplatte tragen und provisorische Bänke. Der Blumengärtner sieht von weitem, wie zwei Männer an den Tisch herantreten, ein kleiner untersetzter mit einer theatralischen Perücke weißer Haare auf dem Kopf und ein etwas größerer schlanker mit schwarzen Haaren, der noch jung zu sein scheint.
„Was wollt ihr?" fragt Ben Gurion und legt die flache Hand auf den Tisch. „Wollt ihr den Judenstaat oder wollt ihr den Bürgerkrieg?"
Begin lächelt.
„Keine Angst, David", antwortet er familiär, denn es ist üblich in dem kleinen Ländchen, daß man selbst führende Leute mit ihrem Vornamen anspricht. „Wir wollen dasselbe wie du, und du willst dasselbe wie wir. Oder irre ich mich? Hast du etwas gegen einen großen mächtigen Judenstaat?"
„Eure Methoden gefallen mir nicht. Es gefällt mir nicht, daß ihr auf eigene Faust operiert und andauernd Drohungen gegen uns ausstoßt. Wir sind die Majorität. Wollen wir *einen* Staat gründen oder zwei?"
„Es wäre besser, *einen* Staat zu gründen."
„Ich mache dir also einen Vorschlag", sagt Ben Gurion, der Sozialdemokrat, zu dem faschistischen Begin, „wir arbeiten in Zukunft zusammen. Deine Leute werden Offiziere in der Israel-Armee. Nicht alle, aber die besten. Du wirst es nicht bereuen, Moscheh. Laß uns aus den Schwierigkeiten herauskommen, und ich werde an dich denken. Kannst du nicht deine militärischen Ambitionen aufgeben und dich der Politik zuwenden? Ist es vielleicht schlecht, ein israelischer Staatsmann zu werden?"
„Das läßt sich hören", sagt Begin. „Aber ich möchte einen Vertrag haben. Etwas Schriftliches."
Auf einen Wink hin bringt ein Adjutant Ben Gurion eine Mappe. Der Vertrag ist bereits vorbereitet. Begin liest und staunt. Man bietet ihm einen Ministerposten an. Er ziert sich noch ein bißchen und diskutiert, dann unterschreibt er. Binnen vier Wochen sollen Etzel und Lechi aufgelöst sein und ihren Eintritt in die reguläre Armee vollzogen haben.
Acht Tage später, am Abend des 10. April, jagt ein Motorrad die Ramat-Ganer Serpentinen hoch, die zur Burg Ben Gurions führen. Jizchak Teitelboim. Er hat freien Zutritt zu Ben Gurion, die Wachen kennen ihn.
„David, Begin ist verrückt geworden", stößt er atemlos hervor. „Er will morgen früh Dir Jassin angreifen."
Sie suchen Dir Jassin auf der Generalstabskarte, die an der Wand in Ben Gurions Zimmer hängt. Es ist ein arabisches Dorf an der Chaussee nach Jerusalem, auf der seit einiger Zeit die jüdischen Versorgungs-Konvoys fahren. Das Dorf liegt kurz vor dem Eingang Jerusalems.
„Was wollen sie von Dir Jassin?" fragt Ben Gurion. „Wen stört Dir Jassin?" „Es stört Begin. Er behauptet, es sei von dort aus auf jüdische Konvoys geschossen worden. Wer kann das nachprüfen! In Dir Jassin sitzen judenfreundliche Araber, die mit den Juden Geschäfte machen. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Ich habe dort selbst vor einiger Zeit ein Schabbishuhn gekauft. Sie geben sich Mühe, mit uns hebräisch zu sprechen. Vielleicht hat jemand, der gar nicht aus Dir Jassin stammt, im Vorbeireiten einen Schuß abgegeben. Aber Begin ist ein Fanatiker, und die Leute in seinem Stab sind ebenfalls Fanatiker. Im Terror sind sie groß, im offenen Kampf taugen sie nichts. Schöne Helden! Hast du nicht einen Vertrag mit Begin? Kannst du ihm nicht befehlen, von dieser Aktion Abstand zu nehmen?"
„Noch kann ich ihm nicht befehlen", murmelt Ben Gurion. „Der Vertrag tritt erst in drei Wochen in Kraft. Ich kann ihn nicht aufhalten. Ich werde das öffentlich erklären. Ich werde mich distanzieren. Sollen die Araber gefälligst unsere Extremisten nicht herausfordern. Ein kleiner Denkzettel kann ihnen nie schaden."
Aber es wird ein großes Massaker. Am nächsten Morgen stürzen sich Scharen schwer be-

---

[1] Organisierte die jüdische Einwanderung in Palästina und paktierte mit dem britischen Imperialismus gegen die arabische Bevölkerung.

waffneter Etzel-Leute auf das friedliche Dörfchen Dir Jassin. Die Häuser werden gesprengt. Über 300 arabische Zivilisten, darunter Frauen, Kinder und Greise, werden von den Terroristen abgeschlachtet, in einem Blutbad, das an die Schreckenstaten der Nazis in Lidice erinnert.

Ben Gurion ist erschrocken. So grausam hat er sich Begins „Strafexpedition" nicht vorgestellt. Es ist klar, der Faschistenführer will ihm einen Wink geben. Hüte dich vor mir, will er sagen. Ich werde dir Schwierigkeiten machen. Ich bin zu allem fähig. Ob ich unsern Vertrag einhalten werde, weiß ich noch nicht. Sollten meine Offiziere eines Tages im Stab der Israel-Armee sitzen, dann werden *wir* den Kurs bestimmen, und der Kurs wird hart sein.

Das Leben geht weiter, auch das Sterben. Im Mai verlassen die Briten das Land. Der Israel-Staat wird ausgerufen. Ministerpräsident und Oberbefehlshaber der Armee ist Ben Gurion. Da jagt wieder, am Nachmittag des 14. Juni, Teitelboim auf dem Motorrad die Ramat-Ganer Serpentinen hoch.

„David", stößt er hervor, „ist der Vertrag mit Begin in Kraft getreten?"

„Ja, natürlich, er ist in Kraft getreten. Was ist wieder los? Setz dich, beruhige dich."

„Ein Schiff mit amerikanischen Waffen wird heute nacht in Tel Awiw anlegen."

„Na und? Solche Schiffe kommen zu uns öfter."

„Aber dieses Schiff ist nicht für dich bestimmt. Es ist für Begin und seine Leute."

„Unsinn. Begins Leute sind in der Armee."

„Sie sind in der Armee, weil Begin die Armee auf seine Seite ziehen will. Du mußt sofort Tel Awiw besetzen lassen. Er plant einen Staatsstreich. Und du sollst der Verlierer sein. Ich habe es durch Zufall herausbekommen. Hol sofort die Palmach. Sie muß Tel Awiw besetzen und das Ufer absichern, damit die Waffen nicht in Begins Hände geraten."

Ben Gurion telefoniert mit Allon, einem jungen erfolgreichen Palmach-Kommandanten in einem Militärlager irgendwo unten im Negew. Drei Stunden später, in der rasch über Tel Awiw niedergehenden Dämmerung, rollen Tanks und gepanzerte Mannschaftswagen durch die Stadt, aus denen wie Puppen die Stahlhelmköpfe der Soldaten herausschauen. Am Ufer gegenüber dem Meer treiben sich verdächtig viele junge Männer herum, die auf etwas zu warten scheinen. Sie werden von schwer bewaffneten Palmach-Patrouillen eingesammelt und in den Hof eines Hauses gebracht. Einigen von ihnen nimmt man die Pistolen ab, die sie in den Taschen versteckt haben. Die Palmach besetzt das Ufer und richtet schwere Maschinengewehre und Granatwerfer auf das Meer. Die Palmach ist eine alte berühmte Stoßkampftruppe der Hagannah. Sie ist während der Unruhen 1936 bis 1939 von dem englischen Oberst Wingate ausgebildet worden, der bei den Dschungelkämpfen in Burma Erfahrungen gesammelt hatte. Ihre Mitglieder sind durchweg junge Leute, sie stammen zum überwiegenden Teil aus der Arbeiterjugend-Organisation. Es sind romantisch-sozialistische linke Sozialdemokraten, deren Selbständigkeit als Kampftruppe innerhalb der Israel-Armee zunächst unangetastet geblieben ist. Ben Gurion hat darüber hinweggesehen, daß sie in ihren Kulturzirkeln die Freundschaft mit der Sowjetunion propagieren und zu ihrer Unteroffiziersausbildung das Studium Makarenkos gehört. Er weiß, daß er mit Konsolidierung seiner Macht dieser romantischen Schwärmerei ein Ende setzen wird, aber jetzt hat er keine besseren Soldaten und keine andere Kraft, die bereit und imstande ist, dem Extremisten und Nebenbuhler Begin entgegenzutreten. Deshalb ruft Ben Gurion in der Stunde der Not Allon nach Tel Awiw, den fast schon legendären Kommandeur, der von den Palmach-Leuten abgöttisch verehrt wird.

In Ramat Gan in seiner Burg sagt Ben Gurion zu Allon dasselbe, was er zu Begin sagte: „Ich mache aus dir einen israelischen Staatsmann, Jigal. Du wirst nach dem Krieg Minister werden. Aber jetzt, Jigal, ist noch Krieg, und ich brauche dich. Wenn du mich rettest, kannst du auf mich rechnen."

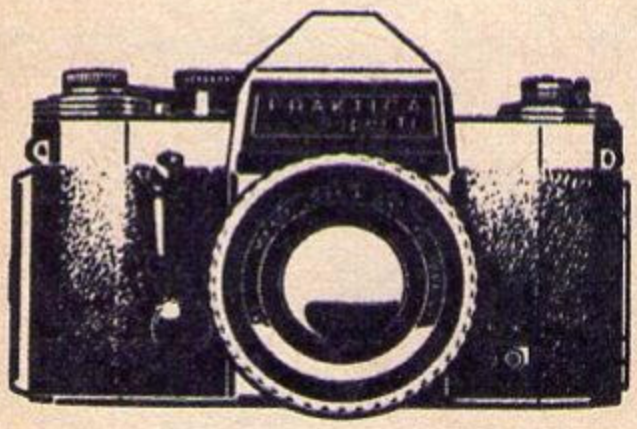
Allon sieht nachdenklich Ben Gurion an. Er weiß, daß Ben Gurion Begins Offiziere in die Armee geschickt hat, ohne ihnen die Rangzeichen abzunehmen. Warum läßt er sich nicht von Begin retten? Seit langem wird der Alte in der Palmach heftig kritisiert. Aber Allon schweigt, er ist Soldat und Ben Gurion sein höchster Vorgesetzter. Das Schiff, das sich nachts dem Ufer Tel Awiws nähert, mit abgestellten Motoren und ausgeschalteten Lichtern, wird von Lautsprechern empfangen, die die Übergabe seiner Fracht an die Israel-Armee verlangen. Es werden Funksprüche mit dem Schiff gewechselt. Der Kapitän weigert sich, die Fracht auszuliefern. Ein Parlamentär rudert an Land. Man zeigt ihm die Ufer-Absicherung, um ihn davon zu überzeugen, daß Widerstand zwecklos ist. Er will mit Begin telefonieren, aber das wird ihm nicht gestattet. Die Verhandlungen dauern anderthalb Stunden. Dann befiehlt Allon über Lautsprecher die Evakuierung des Schiffes, dessen Beschießung unmittelbar bevorsteht.

Gleich der erste Schuß trifft die Munitionskästen, die mit donnernden Stichflammen in die Nacht hinausschießen und das ganze Schiff in Brand setzen. Die „Altalena" brennt, aber sie brennt nicht nur, sie explodiert, sie schießt nach allen Seiten. Ein Glück, daß die Wohnhäuser am Ufer geräumt worden sind. Granaten und Leuchtraketen fliegen in die Luft, der Schlachtenlärm weckt die Bewohner Tel Awiws und ist bis Ramat Gan zu hören. Vom Fenster seiner Burg aus sieh Ben Gurion was geschehen ist. Vier Tage und vier Nächte lang brennt das Schiff. Eine Fackel steht nachts vor dem Ufer Tel Awiws. Vier Tage und vier Nächte lang verlassen Begins Offiziere ohne Erlaubnis ihre Einheiten und reisen nach Tel Awiw, sie werden gleich an der Grenze festgenommen, von den Leuten Allons, die die Zufahrtsstraßen be-

Fortsetzung auf Seite 84

...wissen Sie was scharf ist ?

PENTACON



Auf eine klare Frage eine eindeutige Antwort! Fotos, die Sie mit der PRAKTICA super TL aufnehmen, einer Kamera mit der berühmten PENTACON-Innenmessung durch Strahlenteiler und Lichtkonzentrator. Präzise Belichtungsmessung durch das Objektiv in Verbindung mit allen Vorzügen der echten einäugigen Spiegelreflex garantiert höchste Bildschärfe – garantiert spiegelreflexscharfe Fotos.

Echte einäugige Kleinbild-Spiegelreflexkamera 24 x 36
Innenmessung durch Strahlenteiler und Lichtkonzentrator
Schlitzverschluß mit Belichtungszeiten von 1 s bis 1/500 s und B
Fresnellinse mit Mikroprismenraster und Mattscheibenringfeld
Wechselobjektive
Universelles Zubehör

PRAKTICA super TL

wegen der Bildschärfe

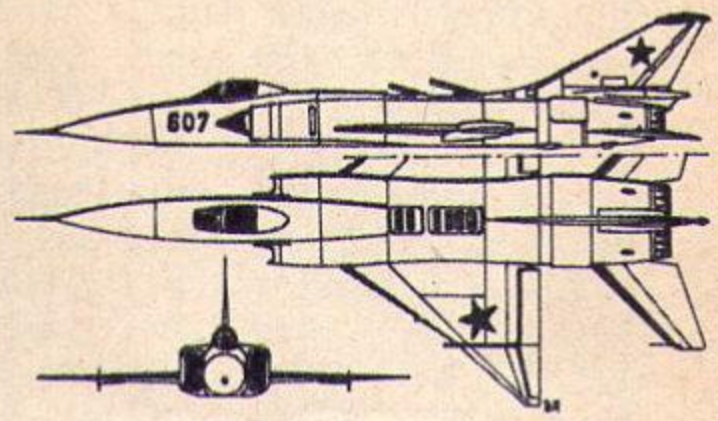
Kombinat VEB PENTACON DRESDEN
DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK

Suchoj Kurzstart-Allwetterjagdflugzeug (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	10,15 m
Länge	20,75 m
Höhe	5,05 m
Startmasse	18 000 bis 19 500 kg
Höchstgeschwindigk.	2 950 km/h
Gipfelhöhe	über 29 000 m
Triebwerk	2 Strahlturbinen von je 8000 kp Schub als Marschtriebwerke, 2 Strahlturbinen in der Rumpfmitte als Hubtriebwerke
Bewaffnung	Luft-Luft- oder Luft-Boden-Lenkwaffen in verschiedenen Kombinationen und Bomben
Besatzung	1 Mann

Das Flugzeug ist für die weiträumige Luftverteidigung vorgesehen, kann aber auch Erdkampfaufgaben erfüllen. Entsprechend den sehr guten Kurzstart-Eigenschaften kommt es mit 280 bis 300 m Start- und Landestrecke aus. Es kann von kleinen, nahe der Front gelegenen Behelfsflugplätzen aus operieren.



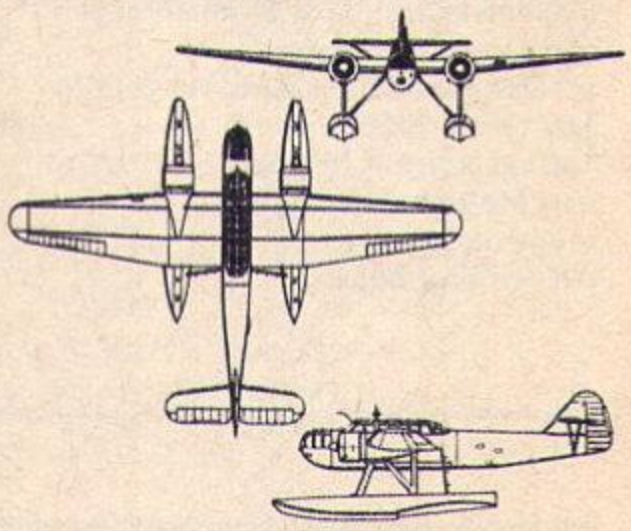
ARMEE-RUNDSCHAU 6/1970 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

Fokker T. VIII-W / 1938 (Holland)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	18,00 m
Länge	12,00 m
Höhe	4,00 m
Leermasse	3 100 kg
Startmasse	5 000 kg
Höchstgeschwindigk.	285 km/h
Reisegeschwindigk.	220 km/h
Gipfelhöhe	6 800 m
Reichweite	2 100 km
Triebwerk	2 Sternmotore Wright „Whirlwind" R-975-E-3, je 450 PS
Bewaffnung	3 × 7,9-mm-MG, Abwurfwaffen bis 1600 kg
Besatzung	3 Mann

Die T. VIII-W war ein hochseefähiges Bomben-, Torpedo- und Aufklärungsflugzeug der niederländischen Marineflieger, sowohl in Gemischtbauweise (T. VIII-W/G) als auch in Ganzmetallbauweise (T. VIII-W/M) hergestellt. Nach der Okkupation Hollands wurde das Flugzeug auch von der faschistischen Luftwaffe eingesetzt.



Leichter Panzer M 24 „General Chaffee" (USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse	18,3 t
Länge	4 980 mm
Länge u. a.	5 460 mm
Breite	2 960 mm
Höhe	2 470 mm
Höchstgeschwindigk.	55 km/h (Straße)
Fahrbereich	160 km
Steigfähigk.	60 %
Kletterfähigkeit	900 mm
Uberschreitfähigkeit	2 430 mm
Watfähigkeit	1 015 mm
Motor	2 × 4-Takt-8-Zyl.-Otto, Cadillac 44 - T 24, Leistung je 110 PS
Panzerung	15···30 mm
Bewaffnung	1 Kanone 75 mm; 1 Fla-MG 12,7 mm; 2 MG 7,62 mm
Besatzung	4–5 Mann

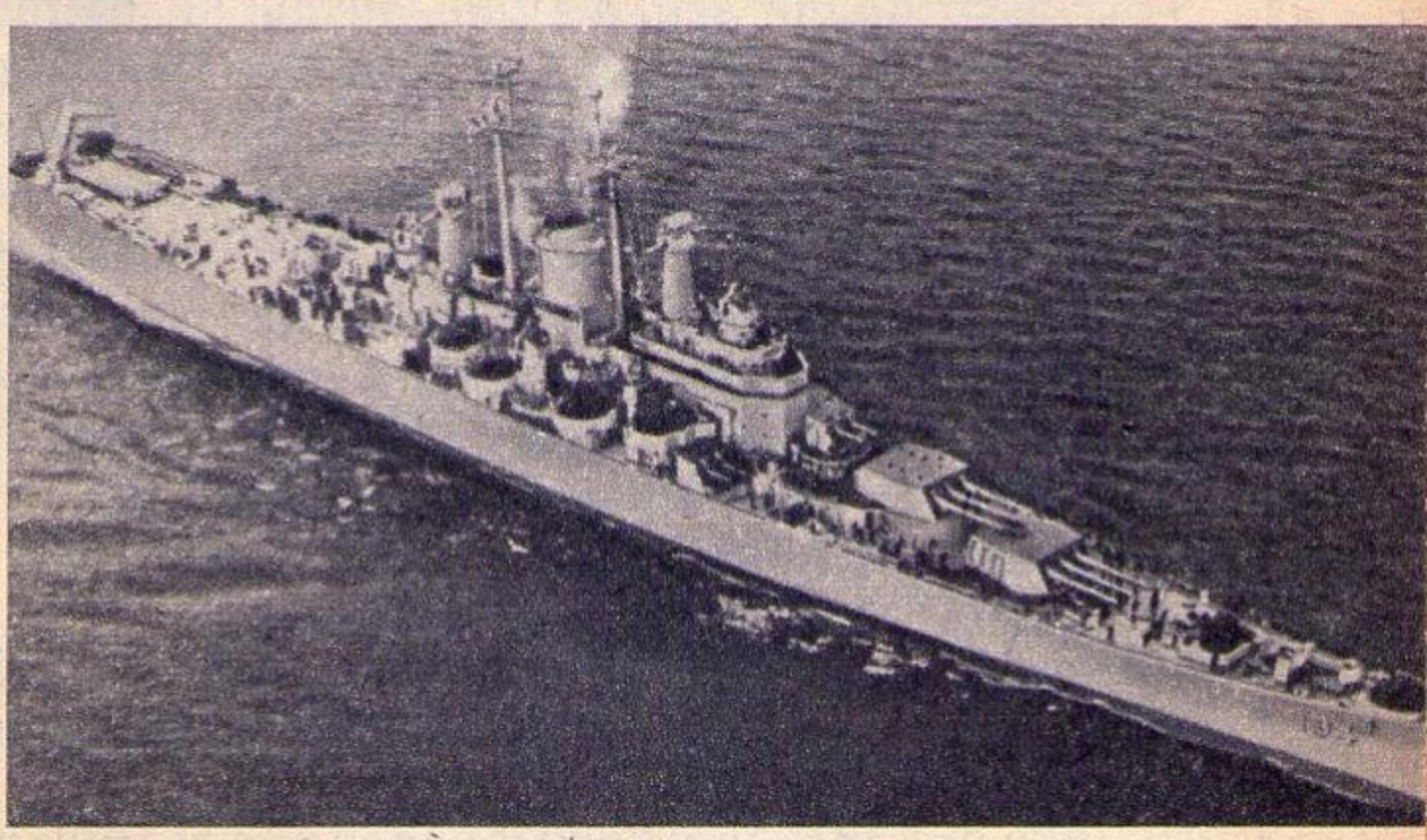
Der M 24 wurde 1944 in die Bewaffnung der US-Army aufgenommen und erstmals in Nordfrankreich eingesetzt. Im Korea-Krieg kamen seine Schwächen so kraß zum Ausdruck, daß er später nur noch sehr wenig genutzt wurde.

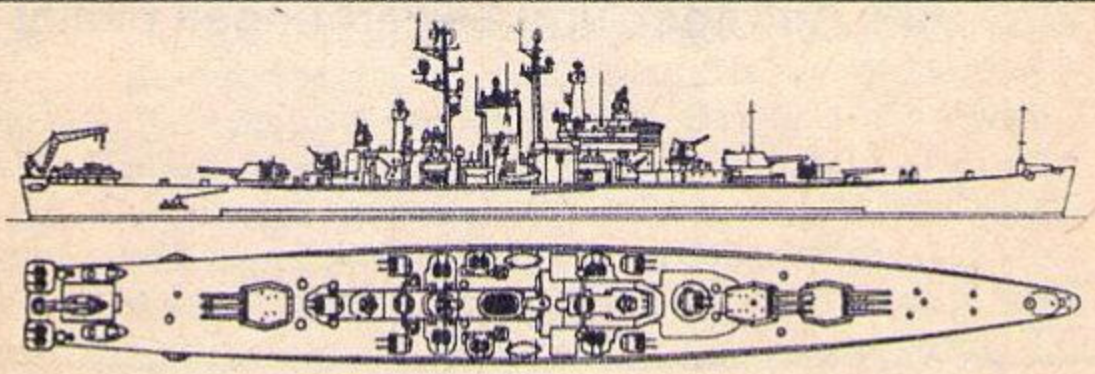
Kreuzer Typ Salem (USA)

Taktisch-technische Daten:

Typverdräng.	17 000 ts
Höchstverdrängung	21 500 ts
Länge	218 m
Breite	21,9 m
Tiefgang	7,5 m
Höchstgeschwindigk.	32 kn
Fahrstrecke	8 000 sm (bei 15 kn)
Antriebsanlage	Rädergetriebeturbinen; 120 000 PS, 4 Schrauben
Bewaffnung	9 × 203-mm-Geschütze; 12 × 127-mm-Geschütze; 16 × 76-mm-Geschütze; ein Hubschrauber
Besatzung	1 668 Mann

Die drei Kreuzer des Typs Salem liefen 1946/47 vom Stapel und wurden 1949 in Dienst gestellt. Inzwischen sind die „Salem" und die „Des Moines" (Foto) aus dem operativen Dienst gezogen worden. Die „Newport News" wurde 1961/62 zum Flaggschiff der 2. US-Antlantikflotte umgebaut.





HOCHSEEFISCHEREI

Viele junge Menschen haben in der Hochseefischerei die Entwicklungsmöglichkeiten genutzt und sich zu qualifizierten Facharbeitern bis zum Schiffsoffizier in unserem Kombinat entwickelt.

100 Tage Fischfang im Atlantik stellen hohe Anforderungen an jedes Besatzungsmitglied.

Durch die Einführung der 5-Tage-Arbeitswoche wurden die Arbeits- und Lebensbedingungen für die Werktätigen unserer Republik wesentlich verbessert. Die Angehörigen unserer Flotte kommen ebenfalls in den Genuß dieser Verbesserungen. Sie erhalten jährlich ca. 63 Freizeittage mit dem Durchschnittsverdienst vergütet, eine Valuta-Mark je Einsatztag auf See, die zum Einkauf im internationalen Basar berechtigen, freie Verpflegung an Bord usw. Die Dienstzeit der NVA wird entsprechend der Verordnung über die Förderung der aus dem aktiven Wehrdienst entlassenen Angehörigen der NVA vom Dezember 1966 als Betriebszugehörigkeit zum VEB Fischkombinat Rostock angerechnet. Angehörigen der Volksmarine, die während ihrer Seefahrtszeit Befähigungszeugnisse sowie Berechtigungsscheine erworben haben, erteilt das Seefahrtsamt der DDR entsprechende Qualifikationsnachweise für die Hochseefischerei, wenn die in o. g. Verordnung festgelegten Erfordernisse erfüllt sind.

Interessierte NVA-Angehörige bitten wir, sich 4 Monate vor ihrem ehrenvollen Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst zu bewerben.

Alle Anfragen und Bewerbungen nimmt entgegen

VEB Fischkombinat Rostock
Personalbüro
251 Rostock 5

Der RICHTIGE Schritt

Fortsetzung von Seite 14

wundert sie, daß er jetzt schlafen kann. Sie rüttelt ihn leise am Arm. Er schläft wirklich. Sie tastet sich leise aus dem Zimmer und schließt die Tür. Dann schließt sie das Bügeleisen wieder an. Sie muß die Hose bügeln. Sie nimmt aber den Brief wieder auf.

„Auf der Unteroffiziersschule dachte ich anfangs wenig an Rüdiger. Wir mußten uns dort ganz schön lang machen. In jeder Beziehung. Aber die Auseinandersetzung mit dem, was ich zu lernen hatte, führte mich unwillkürlich immer wieder auf ihn zurück. Mußte ich nicht auch für Rüdiger Bracke lernen? So wie ich meine eigene Einstellung untersuchte, kroch ich auch in seine Haut und versuchte ihn zu begreifen. Aber da bin ich immer wieder eingefroren drin. Was wußte ich denn schon von ihm? Ich hatte ja nie versucht dahinterzukommen, was er eigentlich wollte und warum er so handelte und nicht ganz anders. Er wohnt nicht weit von unserem Objekt entfernt. Jeder Ausgang war für ihn ein Urlaub. Wenn er sich auf die zwei Busstationen vorbereitete, sagte er meist: Es wird Zeit für mich. Das Schnitzel wartet, Freunde. Dann schnalzte er mit der Zunge und zog los. Wenn er aus dem Ausgang zurückkam, hatte er immer eine messerscharfe Bügelfalte in der Hose. Mutti ist die beste, sagte er. Er ist oft albern, maßlos in seinen Witzen. Aber es ist immer das Quentchen Zufriedenheit dabei. Gerade wenn er über etwas herumspöttelt. Einmal, als wir im größten Dreck saßen und kaum noch die Finger rühren konnten, war der Spieß an unsere Gruppe herangetreten und hatte sich nach unserem Befinden erkundigt. Wenn der so etwas tut, dann ist es keine Redensart. Das wissen bei uns alle. Auch Rüdiger. ‚Es ist heute wieder einmal so herrlich amüsant', sagte er, ‚daß ich das dumme Gefühl nicht loswerde, den Staat um eine riesenhafte Vergnügungssteuer zu betrügen.' Wir lachten zwar darüber, kriegten aber die Zähne nicht auseinander. Ich kam jedenfalls mit sehr gemischten Gefühlen in unsere Einheit zurück. Ich war jetzt Unteroffizier und somit Rüdigers Vorgesetzter."

Frau Bracke faltet den Brief zusammen und blickt auf. Sie hatte ihrem Sohn das Schnitzel hingestellt. Mit Bratkartoffeln und Zwiebeln. So aß er es am liebsten. ‚Mein Kumpel ist jetzt von der Schule zurück', hatte Rüdiger zwischen zwei Bissen herausgebracht. ‚Unteroffizier ist er jetzt.' Er hatte die Bierflasche fest umklammert. ‚Na, mit Sepp werden wir schon klarkommen. Der ist nicht so ein Schleimscheißer.' Was hatte sie eigentlich darauf gesagt? Sie versucht sich zu erinnern und ehrlich zu sein. Etwa: Noch knapp sechs Monate. Die wirst du schon überstehen, Rüdiger. Hatte sie wirklich „überstehen" gesagt? Da wird ihr plötzlich auch der Tag gegenwärtig, an dem Rüdiger die Einberufung erhielt. Am Abend war er in die Gastwirtschaft gegangen. Er mußte viel getrunken haben dort. Er verträgt Alkohol schlecht, und als er nach Hause gekommen war, sah er sehr bleich aus. Es war voll in der Kneipe, hatte er gesagt. ‚Was hast du?' hatte sie verwundert gefragt. ‚Weißt du', hatte er lachend herausgebracht, ‚weißt du, der Edgar, mein Brigadier also das wirst du nicht für möglich halten. Das ist einfach ein Witz.' Er hatte wieder gelacht, aber steif und hölzern. Er mußte gar nicht mehr lachen. ‚Er hat mir gratuliert', platzte er dann heraus, und im Gesicht war er käsebleich. Und es war ihm verdammt ernst. Als Rüdiger ein paar Tage später mit seinem Koffer loszog, sagte er noch in der Tür: ‚Jetzt kann die Schleiferei losgehen. Aber die kriegen mich nicht klein.' Er hatte den Arm um die Schulter seiner Mutter gelegt. Sie war die Straße bis zum Bahnhof mitgegangen. Daß er immer von „Die" sprach, hatte sie gestört. Aber wer denkt beim Abschied auf einem Bahnhof an „Die" .? Sie liest den Brief weiter.

„Rüdiger begrüßte mich mit großem Hallo. Ich freute mich auch. Aber ein hartnäckig gewordenes Schuldgefühl belastete mich. Hatte ich als Soldat den Betrug mit der Schutzmaske mitgemacht, so würde ich jetzt als Vorgesetzter und aus tiefer begriffener Verantwortung heraus energisch dagegen einschreiten. Ich wollte mit Rüdiger sprechen. Er sollte darauf vorbereitet sein. Und wissen, daß ich über sein Verhalten nachgedacht hatte, daß mich nicht die neuen Schulterstücke gewandelt haben. Aber ich ließ die Aussprache zu lange hängen, und so prallten wir dann unvorbereitet aufeinander. An einem Vormittag mußte ich nach dem Dienstplan die MKE (das ist die militärische Körperertüchtigung) mit der Gruppe durchführen. Ich hatte vorher den Zeitpunkt angegeben und stand pünktlich auf die Minute vor dem Zelt. Die Soldaten waren angetreten. Nur Rüdiger fehlte. Er saß noch im Zelt, auf seiner Pritsche.

‚Ich habe keine Turnschuhe hier', sagte er und zwinkerte mir freundlich zu. Wir waren allein im Zelt. ‚Mach keinen Mist, Rüdiger', sagte ich, ‚hol die Turnschuhe aus dem Rucksack und stell dich draußen mit an.' Er hatte zuerst entdeckt, daß Hauptmann Klopf am Zelteingang stand. Ich spürte es, wandte mich um und wollte Meldung erstatten. Aber der Hauptmann winkte ab. Er blieb aber am Eingang stehen. ‚Wenn der Soldat ins Feld zieht, dann hat er doch keine Turnschuhe im Rucksack, Genosse Unteroffizier', sagte Rüdiger in gemütlichem Ton. Er wollte es nur darauf ankommen lassen. Wir nahmen immer unsere Turnschuhe mit ins Sommerlager. Und ich wußte auch genau, daß Rüdiger seine Schuhe im Rucksack hatte. Er wollte mich einfach auf seine Art testen. ▶

‚Ziehen Sie die Schuhe an!' sagte ich laut.

Rüdiger war aufgestanden. Er blickte mich herausfordernd an. Hinter mir stand der Hauptmann. Der tat aber so, als wäre er überhaupt nicht anwesend. Er ging nicht weg, weil er mich zu einer Entscheidung drängen wollte. Ich ging vors Zelt und sagte den Soldaten, sie sollten sich alle Stiefel anziehen. Sie hatten nicht mitbekommen, was im Zelt vorgefallen war und glaubten, es sei eine Anordnung von Hauptmann Klopf. Wir legten eine weite Strecke im Dauerlauf zurück. Rüdiger schob sich an meine Seite. ‚Na du Sie, wie hättest du ohne den Hauptmann im Rücken reagiert?', fragte er mich. ‚Keinen Deut anders', sagte ich fest. Er lächelte mitleidig. Er glaubte mir nicht. ‚Laß dich bloß nicht einfangen. Bist doch einer von uns!', japste er. Als ich ihm antworten wollte, hatte er sich schon von meiner Seite weggedrückt. Ich glaube, pro forma duldete er mich als Vorgesetzten, aber ich durfte es nicht ernst meinen. Als Unteroffizier hielt er mich für ein Versehen, für einen Irrtum des Schicksals. Schließlich war ich doch sein Kumpel und nicht einer von ‚Die'. Ich glaube, Rüdiger ist in eine verteufelte Situation geraten. Und ich noch mehr. Er ist mit einer Einstellung zur Armee gekommen, weißt du, ähnliche Gedanken muß Vater gehabt haben, als man ihn 39 unter den Stahlhelm steckte. Aber wie kommt Rüdiger dazu? Ich weiß nur, daß ich verdammt wenig getan habe, um ihn auf die richtige Spur zu bringen. Ich hätte ihm seinen Fimmel, irgend jemand ausgeliefert zu sein, am ehesten austreiben können. Wir sind Freunde, und er kennt mich. Aber trotzdem glaubt er mir nicht, daß ich es ernst meine. Und das habe ich mir selbst eingebrockt, schon damals, als ich auch die Membrane aus der Schutzmaske herausnahm. Ich kann mich heute abstrampeln soviel ich will, er sieht mich immer zweimal: Einmal als den Befehlsweitergeber und einmal so wie ich für ihn wirklich zu sein scheine, als den Kumpel, dem man versehentlich einen Dienstgrad verpaßt hat. Er sagt ‚Sie' zu mir und duzt mich. Wenn er ‚Sie' sagt, lächelt er immer so verständnisvoll, oder er zwinkert mit den Augen wie der kleine Mann vor fünfzig Jahren, der die Obrigkeit überlistet hat. Er sagt: Mich kriegen die nicht klein. Und er macht sich selbst immer kleiner.

Ich will nicht zu unserem Kompaniechef gehen. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir beide uns nicht erklären können, wer wir sind und warum wir die Uniform tragen, mit und ohne Silberstreifen."

Frau Bracke läßt den Brief sinken und blickt ins Leere. Sie haßt den Krieg, der ihr den Mann genommen hat. Glaubt deshalb Rüdiger, daß sie das Soldatsein haßt? Sein Soldatsein? Hat sie ihm diesen Irrtum nie berichtigt? Sie hat ihn nie gefragt. Auch vorige Woche nicht. Rüdiger war später als sonst gekommen. Er sah unzufrieden aus und hatte sich wortkarg an den Tisch gesetzt. Ihn schien etwas sehr zu bedrükken. Appetitlos hatte er an seinem Schnitzel herumgenagt. Und sie hat geschwiegen. Hier soll er Ruhe haben und zu sich selbst finden, hat sie gedacht. Sie kann ihm ja doch nicht helfen. ‚Weißt du, Mutter, drei Kreuze mache ich, wenn ich da wieder raus bin', hatte er noch gesagt. Wollte er da mit ihr sprechen? Sie sagte ihm nicht, daß der Brigadier Edgar sich nach ihm erkundigt hatte. Sie dachte daran, wie Rüdiger über ihn gesprochen hatte, als der Einberufungsbefehl kam. ‚Wirst dich schon durchbeißen, mein Junge. Iß nur.'

Jetzt, wo sie den Brief an eine Mutter in der Hand hält, wird sie nachdenklich und auch unruhig. Und auch Enttäuschung breitet sich in ihrem Herzen aus. Sie will fragen: Warum hat Rüdiger mir nicht so einen Brief geschrieben? Aber sie ahnt ja die Antwort. Sie wird ja schon bedrängt von ihr. Da kann sie nicht mehr ausweichen. Sie geht ins Nebenzimmer und knipst das Licht an. Er hat nicht mehr geschlafen. Er sitzt auf dem Sofa und blinzelt in das grell hereingebrochene Licht.

„Ich habe Ihren Brief gelesen", sagt sie und blickt ihn fest an. Er antwortet ihr nicht. Er schaut sie an, als sähe er sie jetzt zum ersten Mal. Dann zieht er die Uniform an und setzt die Mütze auf, besinnt sich aber und setzt sie wieder ab. An der Tür klingelt es. „Warten Sie bitte, ich komme mit Ihnen", sagt sie zu Sebastian. Dann rennt sie zur Tür und öffnet. Eine Frau aus dem Dorf. Sie blickt kurz auf Sebastian, dann wendet sie sich an Frau Bracke.

„Schwester, Sie haben meinem Sohn gestern diese roten Tabletten gegeben. Jetzt spricht er immer im Schlaf zu mir und so, als wäre er hellwach. Da kann doch was nicht in Ordnung sein. Ich dachte, vielleicht sehen Sie mal nach ihm?"

„Lassen Sie ihn nur sprechen. Und hören Sie zu, was er sagt. Ich komme morgen vorbei", sagt Frau Bracke und drängt die Frau zur Tür.

Draußen die Straße glänzt im Licht der Laterne. Ein Abend nach dem Regen, reingewaschen, und die Luft ist frisch. Karla Bracke schiebt ihr Fahrrad, und sie gehen gemeinsam die Straße hoch. Sie schweigen, bis das Dorf hinter ihnen liegt. Sebastian humpelt unmerklich.

„Bitte, sagen Sie mir, sind Sie absichtlich vor meinem Haus gestolpert?" Er wendet sich ihr zu. Überrascht.

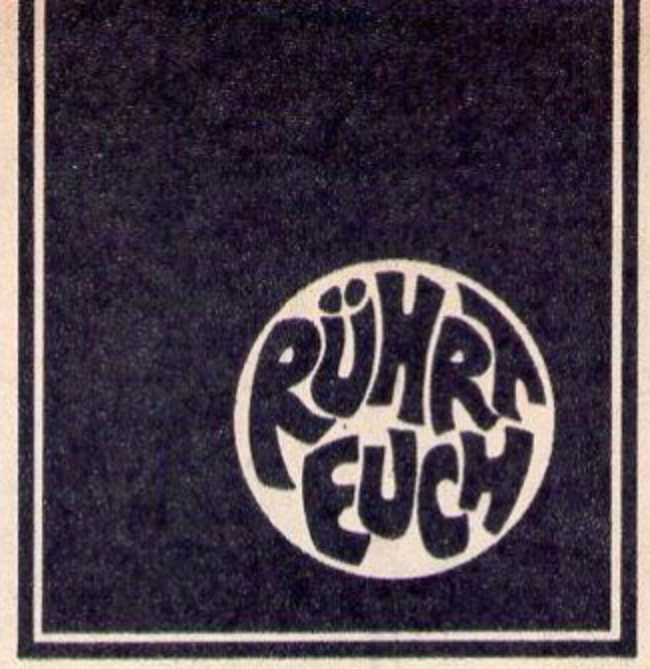
„Es war reiner Zufall. Sie haben nun mal einen Briefkasten am Haus. Und der altersschwache Bordstein. Sicher ist der schuld. Ehrenwort."

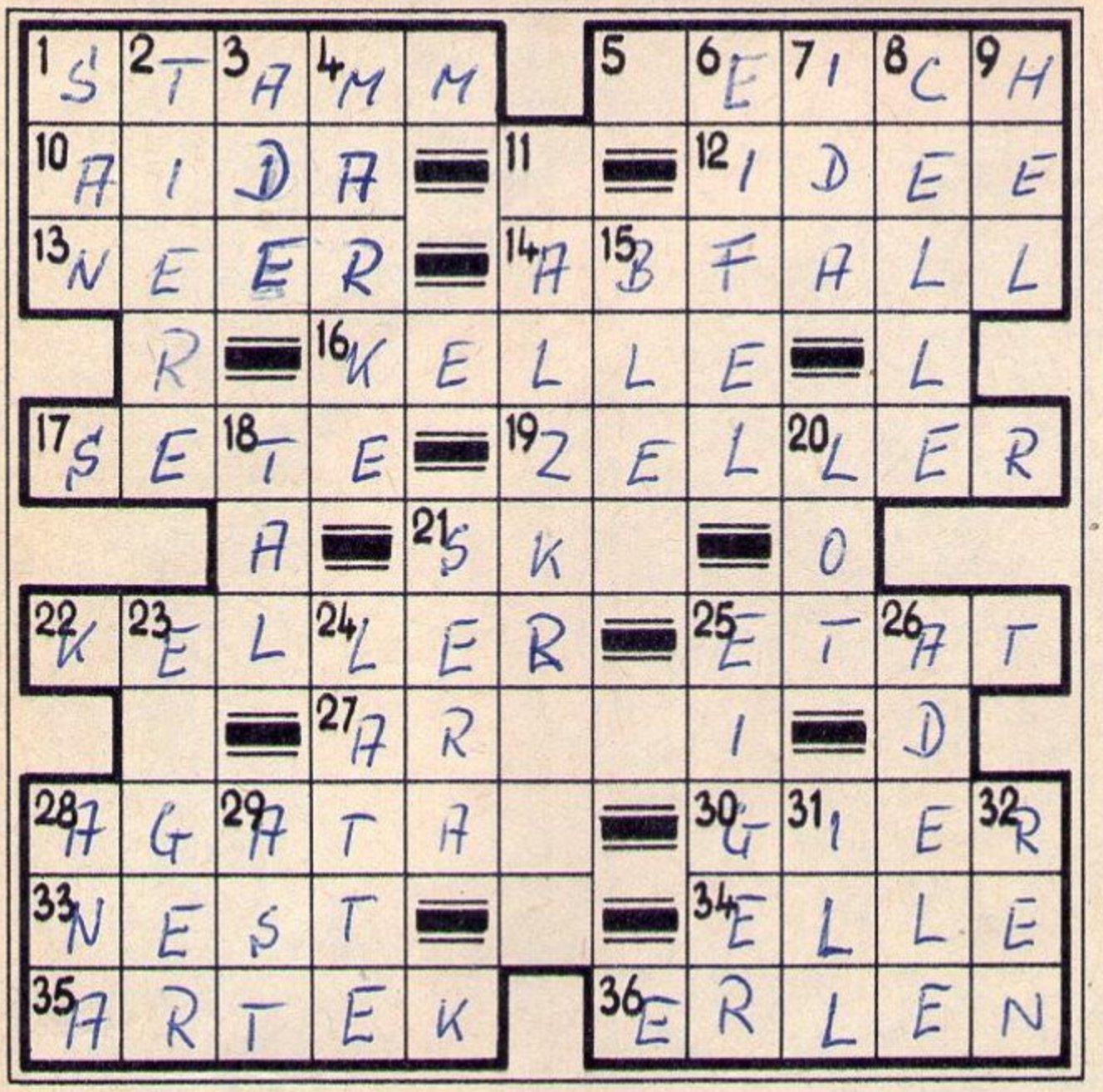
Sie antwortet nicht. Sie findet es jetzt albern, daß sie überhaupt danach gefragt hat. Es war doch nun so unwichtig.

„Drückt der Schuh noch?"

„Nein, nicht so sehr. Nicht mehr", antwortete er und nach einer Weile: „Gehe ich zu langsam?"

„Nein, nein. Sie haben den richtigen Schritt." Hinter den dunklen Bäumen tauchen die stählernen Schirme auf. Karla Bracke sieht sie zum erstenmal so nah vor sich.



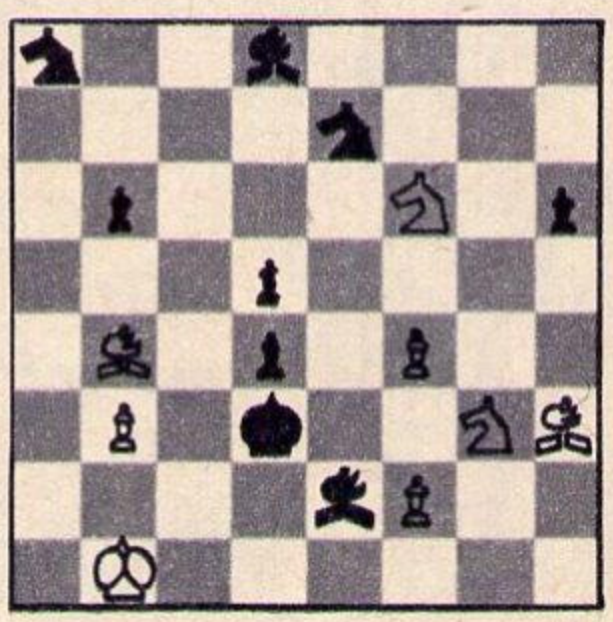


KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Teil des Baumes, 5. Gestalt aus der Oper „Die lustigen Weiber von Windsor", 10. Oper von Verdi, 12. Gedanke, Einfall, 13. Untiefe, Strudel, 14. nicht mehr verwendetes Material, Rest, 16. Schöpflöffel, 17. südfranz. Hafenstadt, 19. österreichischer Operettenkomponist, 21. Wintersportgerät, 22. Schauspielerin der DDR, 25. Staatshaushalt, 27. armenisch-sowjetischer Schriftsteller, 28. Gebirge in Mittelasien, 30. Habsucht, 33. Tierbau, 34. Unterarmknochen, 35. Pionierlager auf der Halbinsel Krim, 36. Laubbaum (Mehrzahl).

Senkrecht: 1. Nebenfluß der Wisla, 2. Lebewesen (Mehrzahl), 3. Abschiedsgruß, 4. Gestalt aus der Oper „Tristan und Isolde", 6. Teil des Rheinischen Schiefergebirges, 7. Gebirgsstock auf der Insel Kreta, 8. Hauptort der Lüneburger Heide, 9. polnische Halbinsel, 11. graugrünes Gänsefußgewächs, 15. Metall, 18. Gebirgseinschnitt, 20. Senkblei, 21. die Mehrzahl von Serum, 23. schweizerischer Mathematiker, 24. Zaunteil, 25. Gipfel der Berner Alpen, 26. weiblicher Vorname, 28. Sammlung von Aussprüchen, 29. Baumteil, 31. Nebenfluß des Rheins, 32. Haustier der Lappen.

SCHACH



Matt in drei Zügen (F. Müller)

DIAGONALRÄTSEL

Von der Zahl nach rechts unten: ~~1. Haustier der Lappen~~, 2. französischer Filmschauspieler, 3. Stadt bei Wien, 4. Tischlerwerkzeug, 5. feingeschliffenes, federndes Stahllineal, ~~6. Grünfläche~~, 7. ~~Flüssigkeitsmaß~~, 8. ~~geometrische Figur~~, ~~9. orientalischer~~ Markt, 10. Honigwein.

Von der Zahl nach links unten: ~~3. Trinkstube~~, 4. kaufmännischer Begriff, 5. französischer Bildhauer, 6. Standvogel (Mehrzahl), ~~7. Bettuch~~, 8. Stadt in der Oblast Perm, ~~9. bei indonesischen Völkern~~ gebräuchliches Genußmittel, 10. Körperorgan, ~~11. Fluß in Westdeutschland~~, 12. Gebirgseinschnitt.

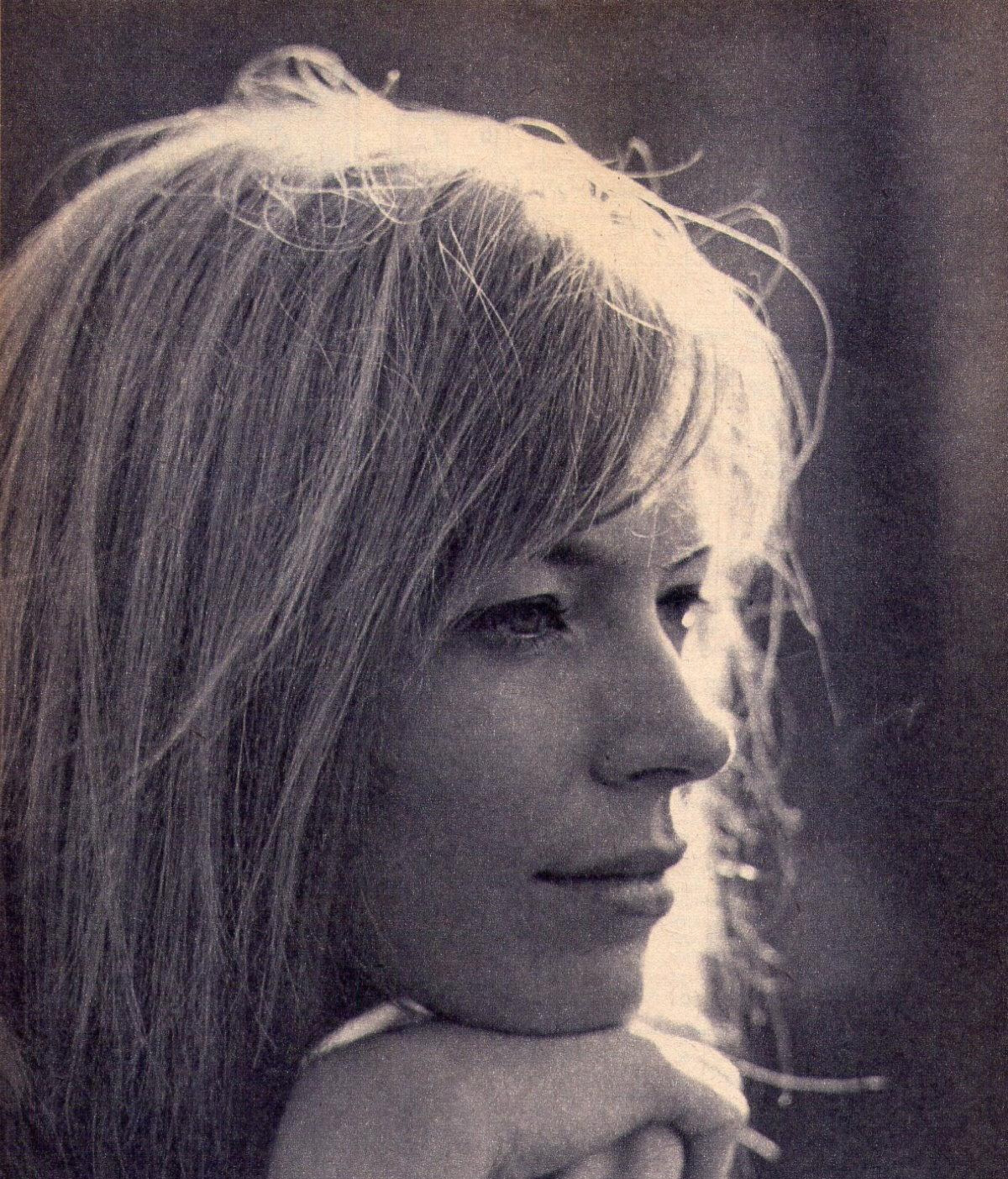
Auflösungen aus Nr. 5

KREUZGITTER. Waagerecht: Secam, Sport, Ort, Eloge, Ahorn, Senegal, Elen, Veto, Erika, Star, Nord, Taberne, Stola, Iason, Sen, Milet, Gorki. – **Senkrecht:** Siele, Chose, Moen, Stag, Opole, Tango, General, Havanna, Elite, Lot, Tor, Sesam, Atoll, Oeser, Dingi, Bast, Ring.

FULLRÄTSEL. 1. Trester, 2. Station, 3. Sparren, 4. Tataren, 5. Kantate, 6. Brieske, 7. Langner, 8. Freitag, 9. Stretta, – Strategie.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Skagerrak, 3. Taiga, 4. Lama, 5. Diwan, 6. Nikopol, 8. Plastik, 9. Taman, 10. Kopeke, 11. Turnus, 12. Labe, 14. Scharnier, 15. Algebra. – **Senkrecht:** 1. Skala, 2. Germanistik, 3. Taiwan, 5. Dipol, 7. Kalman, 8. Platin, 9. Takelage, 10. Konus, 11. Turnier, 13. Bebra.

SCHACH. 1. Sh1! mit der Drohung: 2. Sg3 matt führt zu den Varianten 1. . . . Dc7; 2. Lh7†, 1. . . . Dd6; 2. L:e6† und 1. . . . Dc3; 2. S:d4†. Dreimal Verstellung langschrittiger Figuren durch die sD mit nachfolgender Ablenkung.



DIE URKUNDE
und die Fotos

Von Major Ernst Gebauer

Sicher hätten wir uns noch eine ganze Weile artig Höflichkeiten gesagt, würde nicht mit der Urkunde noch ein Umschlag auf dem Tisch liegen. Ein paar Fotos sehen heraus. Von dem oberen schaut mich ein junger Mann an. Der dunkle Anzug steht ihm gut. Ein Erinnerungsfoto. Es könnte der Bruder einer meiner Gesprächspartner hier am Tisch sein. Vielleicht von Meister Dammerow, dem leitenden Maschinisten des Bootes „Arthur Becker", oder von Meister Jahnke, dem Obersteuermann. Auch von Meister Schüller, dem Funkmeßwaffenleitmeister, wäre es denkbar.

Die Urkunde trägt den Namenszug des Genossen Stoph, dem Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Sie bestätigt dem Kollektiv des Bootes den Titel „Hervorragendes Jugendkollektiv der DDR". Über diesen ihren Erfolg wollen wir uns unterhalten. Aber wer spricht schon gerne über eigene Erfolge?

Jetzt, da ich die Bilder zur Hand nehme, rücken die Genossen näher heran.

„Das ist Nikolai, Nikolai Divilna!"

Wie aus einem Munde sagen es alle drei. Sie holen weitere Fotos aus dem Umschlag. Es wird mir Stabsmatrose Weseljow vorgestellt. Ich lerne Kapitän Morjakow kennen und schließe Bekanntschaft mit Wladimir Safronow, Nikolai Potapow und erfahre diese Geschichte. So lernen sie sich kennen, die alte und die neue Mannschaft des am Pier vertäuten Bootes: Das militärische Zeremoniell wird ständig durch allgemeine Heiterkeit unterbrochen, wenn der Dolmetscher bei der Vorstellung der Genossen die verschiedenen Laufbahnbezeichnungen ungenau übersetzt.

Die jeweiligen „Kollegen" in der entsprechenden Spezialfunktion treten vor und begrüßen sich. Die Förmlichkeit legt sich, als es an die eigentliche Aufgabe geht, das neue Boot zu übergeben und zu übernehmen.

Schüller, Dammerow, Jahnke und die anderen Matrosen können es kaum erwarten, in den Stationen des neuen TS-Boot-Typs hantierén zu dürfen. Doch die Weseljows und Safronows haben davor eine allgemeine Bestandsaufnahme gesetzt. Schließlich soll den deutschen Genossen alles auf Niet und Nagel funktionstüchtig übergeben werden. Schüllers Einwurf, man sei doch unter Freunden, erntet nur ein „nitschewo" von Divilna. Es soll soviel heißen wie: Vertrauen ist gut, doch Kontrolle ist besser. Er zwingt Schüller wieder an die Ersatzteilkiste, wo er in trauter Gemeinschaft mit ihm die etwa 3000 elektronischen Teile von Fingerhutgröße zählt.

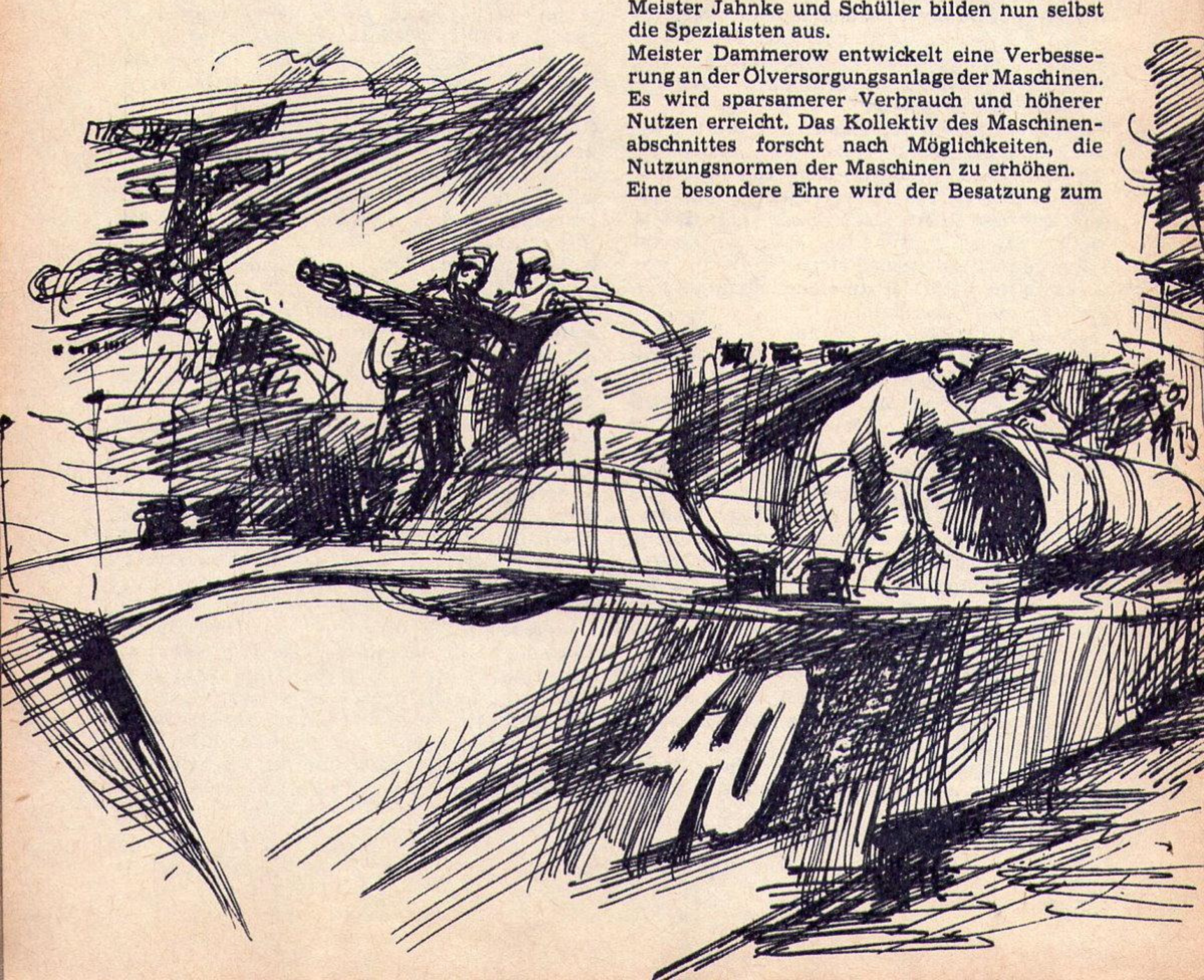
Überhaupt suchen die sowjetischen Genossen immer die bessere Qualität für ihre deutschen Genossen aus. So auch bei der Spillanlage für die Torpedoübernahme. Sie wird ordentlich, entsprechend der Betriebsvorschrift übergeben.

Am Abend darauf fachsimpelt man in den Kammern des Bootes. Es kann nicht anders sein, es wird über die umständliche Art des Torpedospills gesprochen. Weseljow bestätigt es. Doch da sei die Vorschrift. Nach kurzem Überlegen sucht er nach Worten, ihm fehlen offensichtlich die entsprechenden Vokabeln. Kurzentschlossen fordert er alle auf, mit an Deck zu kommen.

Weseljow läuft immer im Kreis um das Ankerspill, zeigt auf die Torpedorohre und ahmt dazu Motorengebrumm nach. Nach herzlichem Lachen klärt sich der Sachverhalt. Die Torpedoübernahme kann auch mit Motorkraft über das Ankerspill erfolgen. Weseljow hat es mit seinen Kameraden ausgetüftelt. Gegenüber der Handarbeit, die die Vorschrift verlangt, vierfache Zeitersparnis.

Doch die Sache hat einen Haken, der Neuerervorschlag ist noch nicht bestätigt. Also darf noch nicht danach gearbeitet werden. Gemeinsam gelingt es den deutschen und sowjetischen Seeleuten, den Leiter des Übergabe-Kommandos, Kapitän Morjakow, für den Vorschlag zu gewinnen. An Ort und Stelle noch werden die

nötigen Berechnungen angestellt, wird geprüft und bestätigt und die Vorschrift geändert.
Wie gewissenhaft die sowjetischen Freunde ihre Aufgabe erfüllen, spürt Stabsmatrose Schmidt, der Artilleriegast der deutschen Besatzung. Potapow und Schmidt haben beide in der Schule die Sprache des anderen gelernt. Keiner ahnte, daß sie sich mal ein automatisches Geschütz übergeben würden. So stolpern sie über technische Begriffe. Wie soll man auch „elektropneumatische Seefestzerrung" übersetzen? Potapow greift zum sichersten Mittel. Eine ganze Woche lang nehmen beide die Waffe auseinander und setzen sie wieder zusammen. Am Ende kennt Schmidt jeden russischen Fachausdruck und beherrscht jeden Handgriff wie im Schlaf. Kommentar von Potapow:
„Du mußt gut schießen können, Schmidt!"
Ein anderes Problem löst Potapow ebenso auf seine Weise. Die erste Erprobung mit Funktionsschießen erfolgt an einem Sonnabend. Stabsmatrose Röder, zweiter Artilleriegast, will in Urlaub fahren. Seine Schwester heiratet. Oberleutnant Schneider, der Kommandant, kann ihn aber erst fahren lassen, wenn er seine Waffe gereinigt hat. Potapow hört dieses Gespräch zwischen Schneider und Röder, tritt an den Oberleutnant heran und meldet:
„Stabsmatrose Potapow macht die Arbeit von Röder. Bitten Sie Röder in Urlaub zu fahren!"
Durch einen Defekt bedingt, arbeitet Potapow auch noch am Sonntag an der Waffe. Sein Kommentar dazu:
„Gut, daß Röder bei seiner Schwester ist!"
Die Geduld und Umsicht der sowjetischen Seeleute schafft jene Atmosphäre, die auch schwierige Situationen bei einer solchen Übergabe und Einweisung meistern läßt. Elektronische Bauteile sind eben keine Ziegelsteine, die nur durchgezählt werden müssen. Ein Geschütz ist erst dann von Nutzen, wenn man gelernt hat, mit ihm zu schießen und zu treffen. Tief beeindruckt sind die deutschen Genossen von dem Bemühen der sowjetischen Waffengefährten, sie so gründlich wie möglich in die Handhabung der Waffe einzuweisen.
Dammerow, Jahnke, Schüller und die anderen geben beim Abschied den sowjetischen Freunden die Versicherung, dieses TS-Boot, ihre Waffe so effektiv wie möglich für den Schutz der DDR zu nutzen.
Das sind keine leeren Worte.
Im Frühjahr und Sommer 1969 erfüllt die Besatzung des Bootes „Arthur Becker" alle Gefechtsaufgaben mit Auszeichnung. So wird sie der Verpflichtung gerecht gegenüber dem großen Vorbild der deutschen Jugend, dem jungen Kommunisten Arthur Becker, der für Spaniens Freiheit sein Leben opferte.
Der Flottenverband, dem es angehört, stellt weitere sowjetische Boote dieses Typs in Dienst. Meister Jahnke und Schüller bilden nun selbst die Spezialisten aus.
Meister Dammerow entwickelt eine Verbesserung an der Ölversorgungsanlage der Maschinen. Es wird sparsamerer Verbrauch und höherer Nutzen erreicht. Das Kollektiv des Maschinenabschnittes forscht nach Möglichkeiten, die Nutzungsnormen der Maschinen zu erhöhen.
Eine besondere Ehre wird der Besatzung zum



20. Jahrestag der DDR zuteil. An Bord des Bootes „Arthur Becker" nimmt der Minister für Nationale Verteidigung der DDR, Armeegeneral Heinz Hoffmann, die Flottenparade ab, an der auch ein sowjetischer Schiffsverband teilnimmt.

In den Stunden der Erfolge sind die Gedanken der Besatzungsangehörigen bei Divilna und Potapow, bei Safronow und Weseljow. Die Genossen haben bei ihnen nicht nur fahren und schießen gelernt, sondern mehr, als Worte schlechthin ausdrücken können. Meister Dammerow will folgendes in seiner vollen Bedeutung verstanden wissen: Die Genossen der „Arthur Becker" haben die sowjetischen Waffenbrüder bei der gemeinsamen Arbeit eindrucksvoll als wahre Klassenbrüder erlebt. Der Eifer, mit dem sie ihre Aufgabe lösten, ließ die gleichen gemeinsamen Klasseninteressen deutlich werden.

Diese Überlegungen führen schließlich zu persönlichen Entscheidungen. Meister Dammerow und Meister Jahnke erklären sich bereit, als Berufssoldaten bei der Volksmarine zu dienen. Die Besatzung nimmt Kurs auf weitere hohe Ergebnisse in der Gefechtsausbildung.

Als Meister Dammerow die Urkunde vom Tisch nimmt, legt er die Fotos wieder dazu.

Warum brannte die „ALTALENA"?

Fortsetzung von Seite 72

setzt halten. Auch die Ramat-Ganer Zufahrtsstraßen werden von Palmach-Leuten kontrolliert, die Wachen an der Generalstabsburg verdoppelt. Eine Botschaft Begins an Ben Gurion beendet den Putschversuch. Das Ganze beruhe auf dem Irrtum eines Unterführers, den er bereits der Bestrafung zugeführt habe. Es liege ein technisches Versehen vor. Die Waffen seien vor einem halben Jahr in Amerika gekauft worden, das Schiff habe sich von Marseille aus in Bewegung gesetzt, auf Grund früherer Abmachungen, und man habe versäumt, nach dem Übereinkommen mit der Israel-Armee den Kapitän funktechnisch über die veränderte Situation aufzuklären. Gleichzeitig richtet Begin eine Botschaft an seine in der Armee dienenden Offiziere und fordert sie zur Loyalität gegenüber Staat und Regierung auf. Aber Teitelboim wird heimlich durch erprobte Mordbuben des Etzel hingerichtet und seine Leiche auf den Feldern bei Lud der Beerdigung durch die Schakale preisgegeben. Erst später erfährt Ben Gurion von dem Schicksal Teitelboims und verzeiht wie immer die Untaten Begins.

Die Botschaft befriedigt ihn, obwohl er sich fragt, welche Art von Botschaften Begin losgelassen hätte, wenn der „Altalena"-Putsch geglückt wäre. Er ordnet die sofortige Freilassung der verhafteten Begin-Offiziere an, ihre Straffreiheit und Zurücksendung zu den Einheiten, zu denen sie gehören. Es darf ihnen kein Haar gekrümmt werden. Allon schickt er mit einem Händedruck zurück in das Militärlager irgendwo im Negeb[1]. Ein Jahr danach, am 13. Januar 1949, beginnen auf der Insel Rhodos die Waffenstillstandsverhandlungen mit Ägypten, unter Leitung des UNO-Bevollmächtigten Dr. Bunche. Bei der Gelegenheit begegnet Oberst Allon zum zweiten Mal dem ägyptischen Oberst Nasser, den er anläßlich der Verhandlungen um die Übergabe der ägyptischen Festung Falujah im Süd-Negeb schon vor einiger Zeit kennenlernte. Die beiden Obristen begegnen einander zwar mit der gebotenen Förmlichkeit, doch mit heimlicher Sympathie.

Doch von Rhodos kehrt Allon nur zurück, um sogleich bei seinem Eintreffen in Israel verhaftet zu werden. Was ist im Gange?

Auf Befehl Ben Gurions, des alten erprobten Arbeiterverräters, wird die Palmach aufgelöst. Sie durfte die Kastanien aus dem Feuer holen, jetzt kann sie gehen, sie hat ihre Schuldigkeit getan, Ben Gurion braucht sie nicht mehr. Elegante, amerikanisch gekleidete Offiziere der israelischen Militärpolizei, die als Anhänger Begins noch vor zwei Jahren Briten ermordeten, Dir Jassin überfielen, zu der brennenden „Altalena" nach Tel Awiw fuhren, um Begins Putsch zu unterstützen, betreten die Stabs-Büros der Palmach und erklären sie für aufgelöst, ihre Mitglieder im Militärdienstalter für gestellungspflichtig, ihre gesamte Kartei für beschlagnahmt und die führenden Offiziere für verhaftet, auf Grund schriftlicher Befehle, die sie bei sich haben und die von Ben Gurion unterschrieben sind. Es ist ein kalter Rechtsputsch im Auftrag des Sozialdemokraten Ben Gurion. Ben Gurion hat sich für Begin entschieden, für die Amerikaner. Die Palmach-Offiziere werden zwar nach kurzer Zeit wieder freigelassen. Aber keiner von ihnen kehrt vorläufig in die Israel-Armee zurück. Die Lücken in den Offizierskadern füllt Ben Gurion mit Begin-Leuten aus, wer Terrorist war unter Begins Leitung, hat damit das Offizierspatent in der Tasche.

Immerhin, am dritten Tag seiner Haft hat Allon in der Zelle im Militärgefängnis in Jaffa Besuch: Ben Gurion persönlich. Ben Gurion sieht, daß es Allon nicht schlecht geht, er hat Zigaretten, Apfelsinen, Zeitungen und Bücher.

„Meine Leute versorgen mich", sagt Allon, der den Blick des Ministerpräsidenten bemerkt. „Sie sind treuer als du, David."

Es gibt dem Ministerpräsidenten einen Stich. Die Leute sind treuer als er: Darin liegt alles, die ganze Gefahr. Allon muß fort, der gefährliche Volksheld muß das Land verlassen. „Ich bringe dir die Freiheit, Jigal", sagt er süßlich lächelnd. „Und nicht nur das. Du fährst sofort nach Paris, zum Studium. Nationalökonomie, Militärwissenschaft, Völkerrecht. Das ist ein Befehl, hörst du? Wir haben alles für dich vorbereitet. Du studierst in Paris, später in London. Das Stipendium ist hoch, es wird dir nichts fehlen. Nach ein paar Jahren kommst du wieder zurück. Wir sorgen hier inzwischen für Ordnung."

„*Deine* Ordnung", sagt Allon.

„Gefällt sie dir nicht? Du wirst in Paris und London reifer werden und verstehen, daß ich Recht habe."

„Daß Begin recht hat. Warum brannte die ‚Altalena'?"

Aber er läßt sich zum Studium schicken, eine freundliche Art, ihn loszuwerden.

Wir wissen nicht, wie lange er in Paris und London studieren mußte, um das zu tun, was Ben Gurion von ihm erwartete: Die alten Ideale abzubauen. Wir wissen nur eins: Er ist heute stellvertretender Ministerpräsident, überlebte Ben Gurion, der längst gestorben ist. Auch Begin überlebte Ben Gurion: Er ist heute Minister ohne Portefeuille in der Israel-Regierung.

Was mag Allon empfinden, wenn er seinem Ministerkollegen Begin die Hand drückt und zu ihm „Schalom" sagt?

Warum brannte die „Altalena"?

Der Kavaliersstreit um die beste Therapie zur Aufpäppelung des Kapitalismus endete in Israel mit wechselseitigen Umarmungen.

---

[1] Gebiet mit vorwiegend Wüstensteppe

Zeichnung: Kurt Klamann

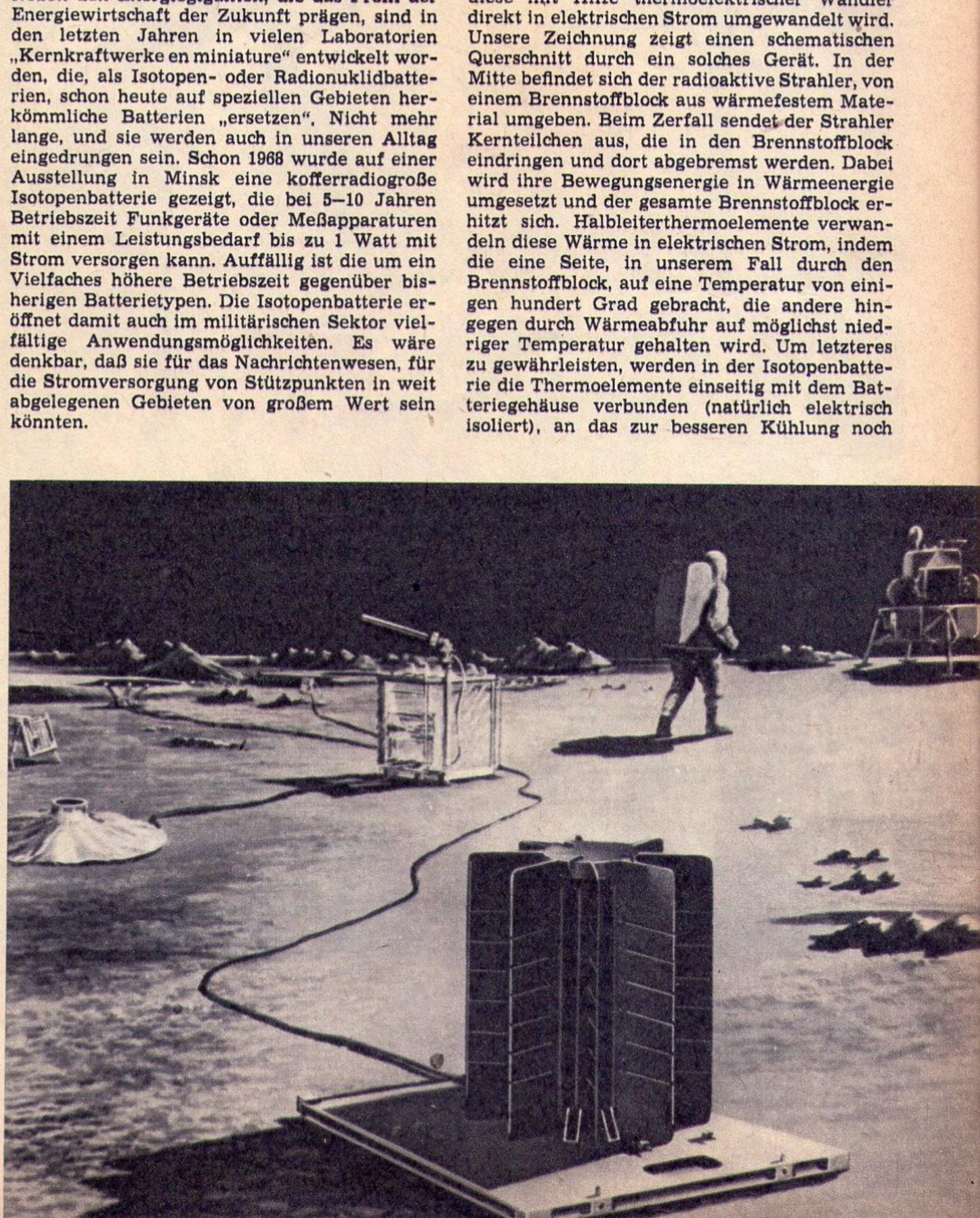
1. Juli 1970 – Tag der Deutschen Volkspolizei. Wir gratulieren unseren Leserinnen und Lesern in den Reihen der DVP zum 25. Ehrentage

Das Mini-Kernkraftwerk

Wissenswertes über Isotopenbatterien Von Dipl.-Ing. H. D. Naumann

Kernenergie – wer denkt bei diesem Begriff nicht auch an Kernkraftwerke, an Rheinsberg oder das Projekt des Kernkraftwerkes Nord. Neben den Energiegiganten, die das Profil der Energiewirtschaft der Zukunft prägen, sind in den letzten Jahren in vielen Laboratorien „Kernkraftwerke en miniature" entwickelt worden, die, als Isotopen- oder Radionuklidbatterien, schon heute auf speziellen Gebieten herkömmliche Batterien „ersetzen". Nicht mehr lange, und sie werden auch in unseren Alltag eingedrungen sein. Schon 1968 wurde auf einer Ausstellung in Minsk eine kofferradiogroße Isotopenbatterie gezeigt, die bei 5–10 Jahren Betriebszeit Funkgeräte oder Meßapparaturen mit einem Leistungsbedarf bis zu 1 Watt mit Strom versorgen kann. Auffällig ist die um ein Vielfaches höhere Betriebszeit gegenüber bisherigen Batterietypen. Die Isotopenbatterie eröffnet damit auch im militärischen Sektor vielfältige Anwendungsmöglichkeiten. Es wäre denkbar, daß sie für das Nachrichtenwesen, für die Stromversorgung von Stützpunkten in weit abgelegenen Gebieten von großem Wert sein könnten.

Das Prinzip einer Isotopenbatterie besteht darin, daß die beim Zerfall eines radioaktiven Isotops freiwerdende Energie in Wärme und diese mit Hilfe thermoelektrischer Wandler direkt in elektrischen Strom umgewandelt wird. Unsere Zeichnung zeigt einen schematischen Querschnitt durch ein solches Gerät. In der Mitte befindet sich der radioaktive Strahler, von einem Brennstoffblock aus wärmefestem Material umgeben. Beim Zerfall sendet der Strahler Kernteilchen aus, die in den Brennstoffblock eindringen und dort abgebremst werden. Dabei wird ihre Bewegungsenergie in Wärmeenergie umgesetzt und der gesamte Brennstoffblock erhitzt sich. Halbleiterthermoelemente verwandeln diese Wärme in elektrischen Strom, indem die eine Seite, in unserem Fall durch den Brennstoffblock, auf eine Temperatur von einigen hundert Grad gebracht, die andere hingegen durch Wärmeabfuhr auf möglichst niedriger Temperatur gehalten wird. Um letzteres zu gewährleisten, werden in der Isotopenbatterie die Thermoelemente einseitig mit dem Batteriegehäuse verbunden (natürlich elektrisch isoliert), an das zur besseren Kühlung noch



Kühlrippen angebracht werden. Um möglichst hohe Spannungen zu erreichen, sind – wie in der Zeichnung dargestellt – mehrere solcher Thermoelemente rund um den Brennstoffblock elektrisch in Reihe geschaltet, so wie es auch mit konventionellen Batterien zuweilen gemacht wird.

Wesentlichen Einfluß auf die Eigenschaften der Isotopenbatterien hat der radioaktive Strahler. Bekanntlich nimmt die Aktivität radioaktiver Isotope mit der Zeit stark ab. Maßgebend dafür ist die Halbwertzeit. Sie gibt an, nach welchem Zeitraum die Aktivität um die Hälfte gesunken ist.

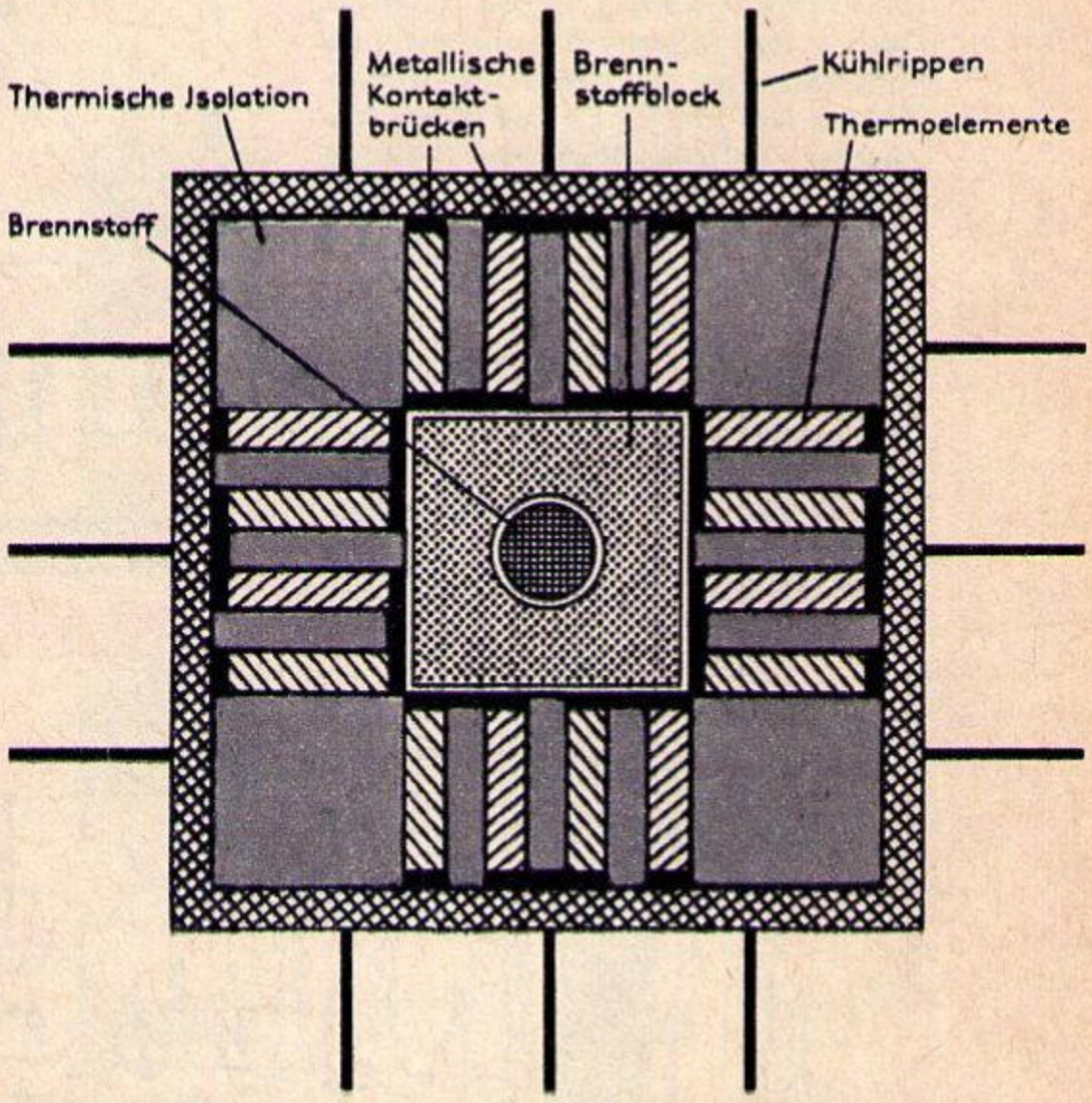
Damit Isotopenbatterien eine lange Lebensdauer erreichen, müssen Isotope großer Halbwertszeit verwendet werden. Geeignet sind z. B. besonders Strontium 90 (28 Jahre) oder Plutonium 238 (86 Jahre). Eine Batterie mit Plutoniumisotopen verringert ihre Leistung in fünf Jahren nur um rund fünf Prozent. Ein in der Paxis jederzeit zu vertretender Wert. Auch die Kapazität wird maßgeblich vom Isotop beeinflußt. Je höher die Energie der emittierten Teilchen ist, und sie ist umso höher, je größer der Energiegehalt des Isotops ist, umso größer wird die bei ihrer Abbremsung im Brennstoffblock erzeugte Wärme und damit auch der von den Thermoelementen abgegebene Strom.

Wer die bereits genannten Angaben mit herkömmlichen elektrochemischen Batterien und Akkumulatoren vergleicht, kann sich die Vorteile der neuen Batterietypen vorstellen. Die Lebensdauer der Isotopenbatterien, z. B. fünf bis zehn Jahre, wird in Zukunft sogar dreißig Jahre erreichen; ohne jegliches Nachladen und jede Wartung! Abgesehen davon, daß die Zuverlässigkeit sehr hoch ist, es sind keinerlei mechanisch bewegte und deshalb schnell verschleißende Teile vorhanden, entstehen auch keine die Zellen vergiftenden Abfallprodukte. Auch wird der Gewichtaufwand, den man braucht, um eine bestimmte Leistung zu erzeugen, um einige Größenordnungen (!) geringer sein als bei herkömmlichen Batterien. Genaue Auskunft darüber gibt das Leistungsgewicht, worunter das je Watt erzeugter Leistung notwendige Gewicht einer Energiequelle in Kilopond zu verstehen ist. Bei elektrochemischen Batterien beträgt es 1,5 kp/Watt, bei den Isotopenbatterien dagegen nur 0,15 kp/Watt. Diese neuen Energiequellen haben aber nicht nur Vorteile. Nachteilig ist die Strahlung der radioaktiven Elemente. Sie erfordert noch immer einen gewissen Aufwand an Schutzmaßnahmen. Bekanntlich dürfen keine Strahlungsanteile nach außen dringen. Auch für eventuelle „Katastrophenfälle" muß Vorsorge getroffen werden. Alles in allem aber überwiegen die Vorteile, so daß Isotopenbatterien immer stärker zum Einsatz kommen.

Isotopenbatterien sind Produkte der Raumfahrttechnik. Sie bewiesen in den Satelliten der UdSSR erstmalig ihre Leistungsfähigkeit. Künftige Raumfahrtprojekte bauen mehr und mehr auf diesen Energiequellen auf.

Isotopenbatterien bieten auch anderweitig Vorteile. So wurde vor Jahren unter der Bezeichnung BETA 1 in der UdSSR eine Anlage entwickelt, die speziell für den Betrieb automatischer Wetterstationen im hohen Norden des Landes oder in arktischen und sonst unbewohnten Gebieten vorgesehen ist. Die Anlage liefert fünf Watt elektrische Leistung und hat eine Lebensdauer von einem Jahr. Seit 1965 gibt es die verbesserte Version BETA 2 mit 10 Watt Leistung und mindestens zehn Jahren Betriebsdauer. Mit einer automatischen Wetterstation in Tschita soll eine Betriebsdauer von 30 Jahren erreicht werden. Auch in den USA wurde eine Reihe derartiger Geräte entwickelt, die in der Astronautik, in Hochseenavigationsbojen und ähnlichen Einrichtungen arbeiten. In Baltimore steht seit Jahen ein unbemannter Leuchtturm, der ebenfalls von einer solchen Batterie gespeist wird.

Die heute erzielbaren Leistungen liegen in der Größenordnung von wenigen Watt bis zu einigen 100 Watt. Anlagen für einige Kilowatt werden vorbereitet. In zunehmendem Maße werden Beispiele für die Entwicklung kleiner, handlicher Ausführungsformen bekannt. So arbeiten ungarische Techniker an einer Grubensicherungslampe, die ihre Energie aus einer Isotopenbatterie bezieht. In den USA wurde eine taschenbuchgroße Version geschaffen, die z. B. in Kofferradios u. ä. verwendet wird. Noch sind Isotopenbatterien sehr teuer, so daß ein allgemeiner Einsatz noch nicht in größerem Umfang in Frage kommt. Das aber ist ohne Zweifel nur zeitbedingt.



Schematischer Querschnitt durch eine Isotopenbatterie.
Zeichnung: Tag (W. u. T.)

Bild links: Die von Apollo 12 auf den Mond gebrachten wissenschaftlichen Forschungsgeräte wurden von einem Plutoniumgenerator gespeist.

AR INTERNATIONAL

Aus unserem Jahrestagskalender:

1. Juli: 25. Jahrestag der Deutschen Volkspolizei
2. Juli: 75. Geburtstag des deutschen Antifaschisten und Spanienkämpfers Hans Beimler, gefallen 1936
6. Juli: 20. Jahrestag der Unterzeichnung des Abkommens über die Markierung der Oder-Neiße-Friedensgrenze
11. Juli: Tag der tschechoslowakischen Grenztruppen
17. Juli: 25. Jahrestag des Beginns der Potsdamer Konferenz
29. Juli: Tag der Sowjetflotte

Thailändische Partisanen

Seit 1969 dehnten thailändische Befreiungskämpfer ihre Aktionen auf 34 der 71 Provinzen des Landes aus. Mit ihren Angriffen gegen amerikanische Militärflugplätze unterstützen die Patrioten zugleich den Freiheitskampf des laotischen und vietnamesischen Volkes, denn von Thailand aus startet täglich ein großer Teil der amerikanischen Bombergeschwader gegen Laos und Südvietnam.

Schläge für Aggressoren

Erfolgreich operieren in verschiedenen Landesteilen die Befreiungsstreitkräfte der Republik Südvietnam. In den zentralen Gebieten sowie im westlichen Mekongdelta konnten sie im Februar des Jahres etwa 6000 Saigoner und US-Söldner außer Gefecht setzen.
In Laos verloren die USA und die rechte laotische Gruppierung seit Beginn dieses Jahres bis Ende März etwa 8500 Mann, darunter auch zahlreiche thailändische Söldner. Die schwersten Verluste fügten ihnen die Pathet-Lao-Streitkräfte in der Ebene der Tonkrüge zu.

Washingtons Giftkrieg

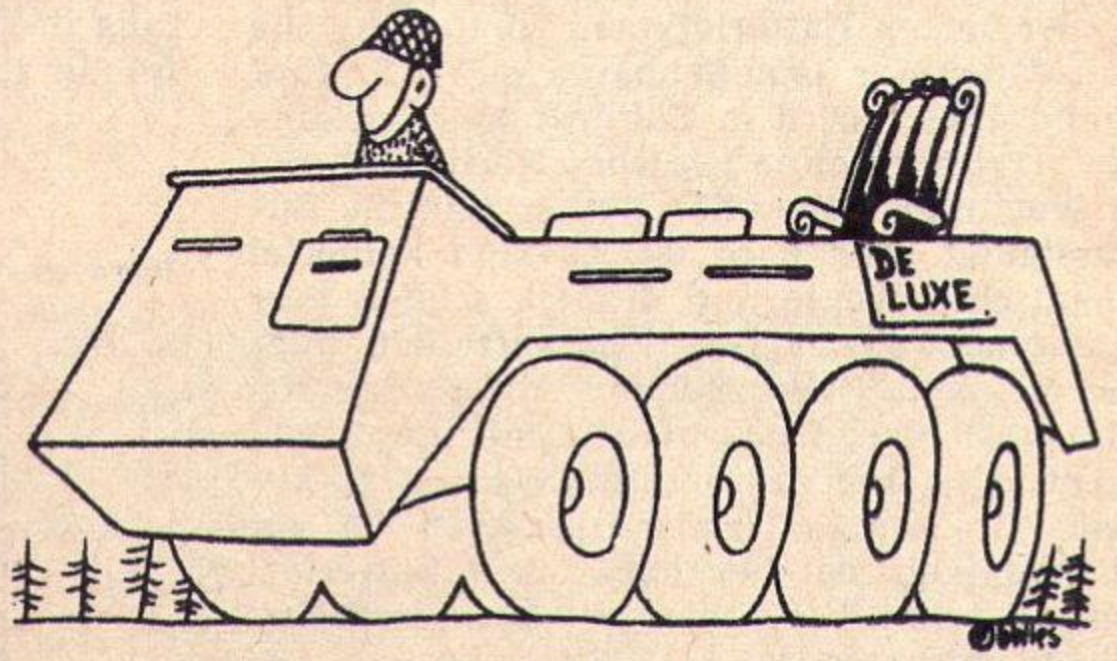
Von Ende 1961 an haben die USA rund 43 % der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche Südvietnams chemisch vergiftet. Außerdem vernichteten sie auf diese Weise 25 000 km² Wald, das ist nahezu die Hälfte des Waldbestandes. In 1 293 000 Fällen wurden Vergiftungserscheinungen bei Menschen festgestellt.

Aktionen der FRELIMO

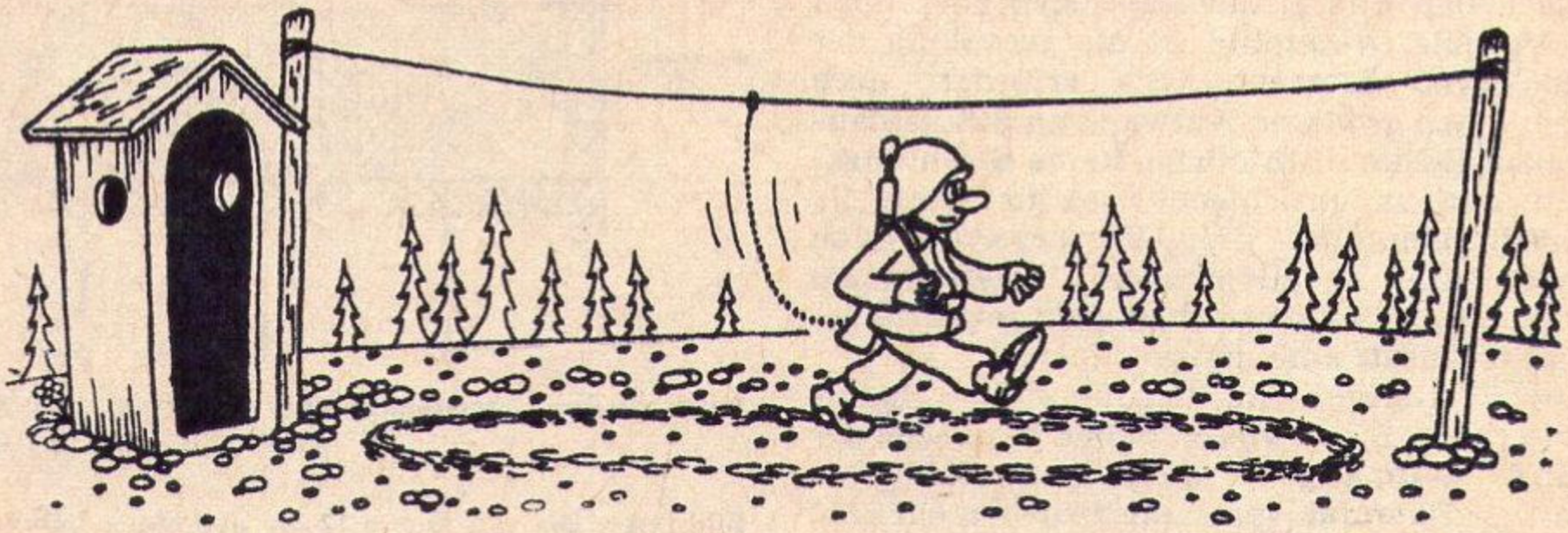
Die Befreiungsbewegung Mocambiques (FRELIMO) griff von Mitte Januar bis Anfang Februar sieben Militärposten der portugiesischen Kolonialtruppen an, belegte sie zum Teil mit Artilleriefeuer und fügte dem Feind Verluste zu.
In einem offenen Brief der FRELIMO an Bundeskanzler Brandt wird Bonn als Hauptverbündeter Portugals angeklagt. Wörtlich heißt es: „Ihr Land steht in der ersten Reihe der Länder, die den portugiesischen Kolonialismus mit Waffen, Soldaten, technischer Hilfe und Investitionen unterstützen."

Gemeinsames Kommando in Jordanien

Zur Vereinigung der palästinensischen Widerstandsorganisationen und der politischen, gewerkschaftlichen und anderen gesellschaftlichen Organisationen in Jordanien – einschließlich der KP Jordaniens – konstituierte sich ein Gemeinsames Kommando. In einem Kommuniqué des Kommandos wird besonders die Notwendigkeit der organischen Verbindung zwischen den Aktionen der Partisanen im von Israel okkupierten Gebiet und der gesamten nationalen Befreiungsbewegung betont sowie versichert, enge Verbindungen zu den Volksmassen herzustellen.

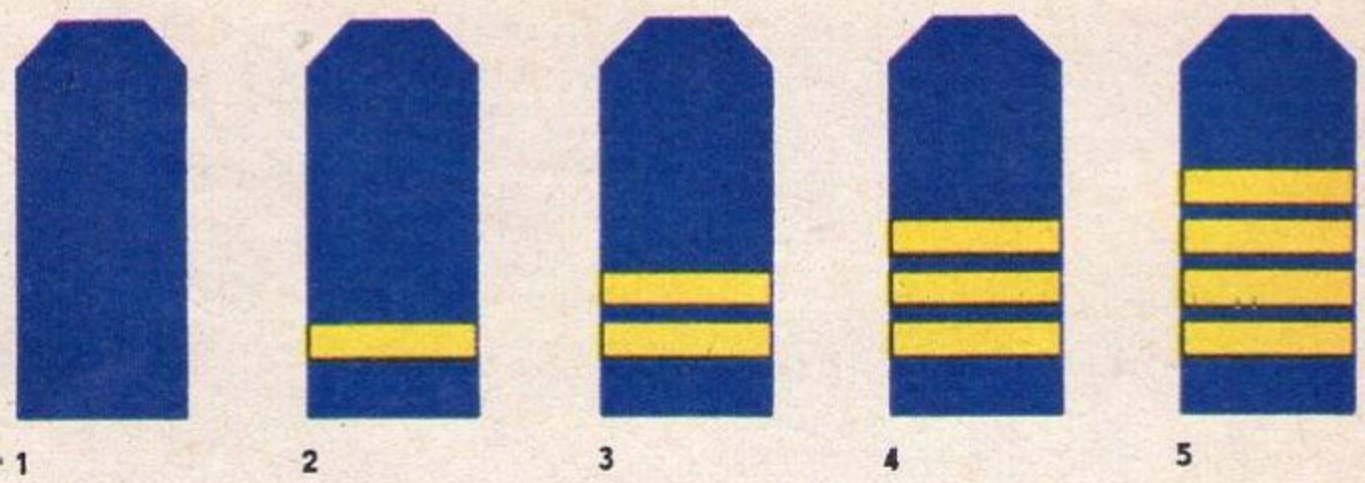


Soldatenhumor aus „Zolnierz Polski", Warschau, und „československý voják", Prag



DIENSTGRADABZEICHEN POLNISCHE SEEKRIEGSFLOTTE

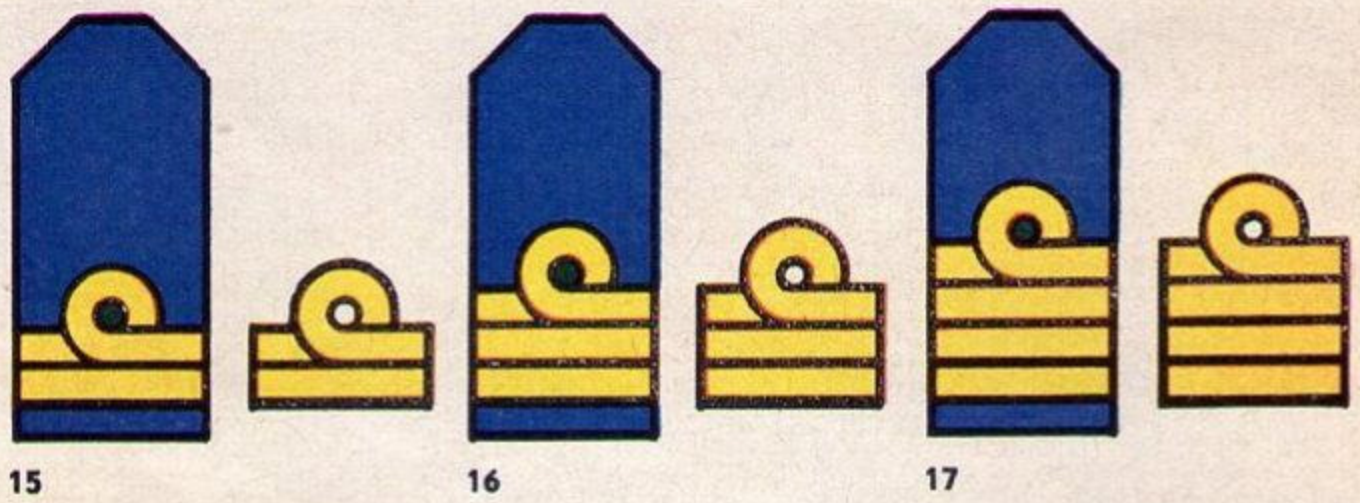
1 Marynarz
Matrose
2 Starszy marynarz
Obermatrose
3 Mat
Maat
4 Starszy mat
Obermaat
5 Bosmanmat
Bootsmannsmaat



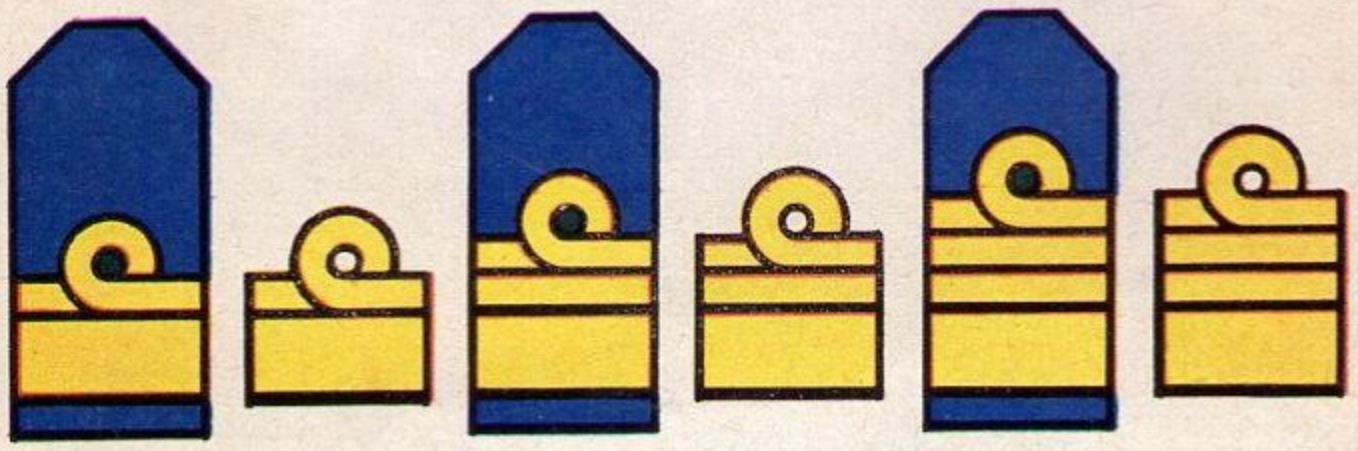
6 Bosman
Meister
7 Starszy bosman
Obermeister
8 Bosman sztabowy
Stabsmeister
9 Starszy bosman sztabowy
Stabsobermeister

10 Młodszy chorąży
Unterfähnrich
11 Chorąży
Fähnrich
12 Starszy chorąży
Oberfähnrich
13 Chorąży sztabowy
Stabsfähnrich
14 Starszy chorąży sztabowy
Stabsoberfähnrich

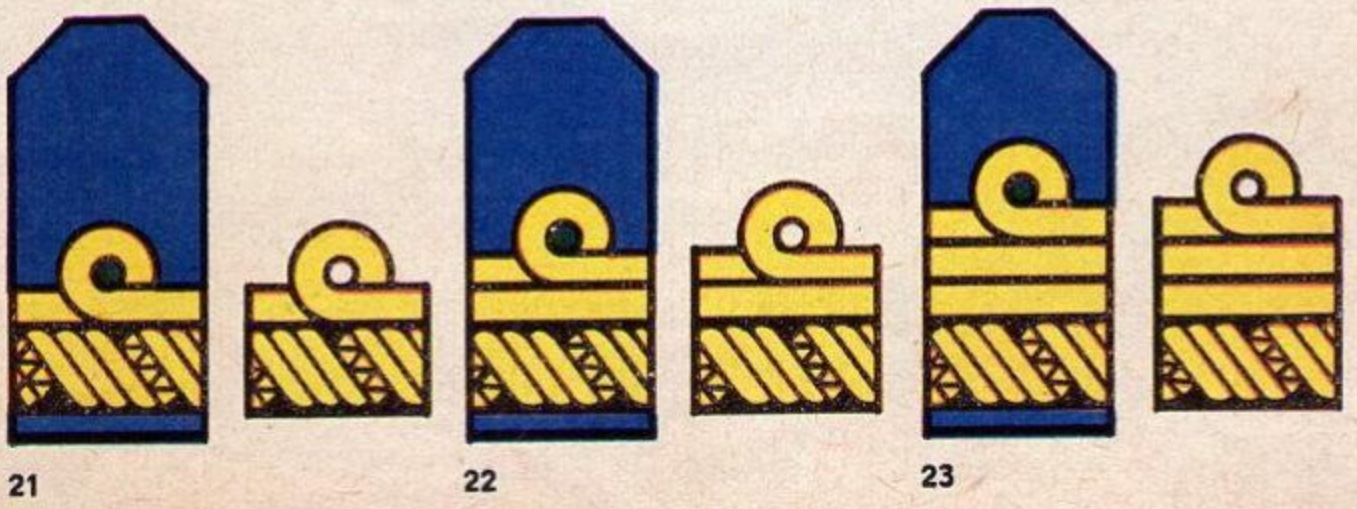
15 Podporucznik marynarki
Leutnant zur See
16 Porucznik marynarki
Oberleutnant zur See
17 Kapitan marynarki
Kapitänleutnant



18 Komandor podporucznik
Korvettenkapitän
19 Komandor porucznik
Fregattenkapitän
20 Komandor
Kapitän zur See

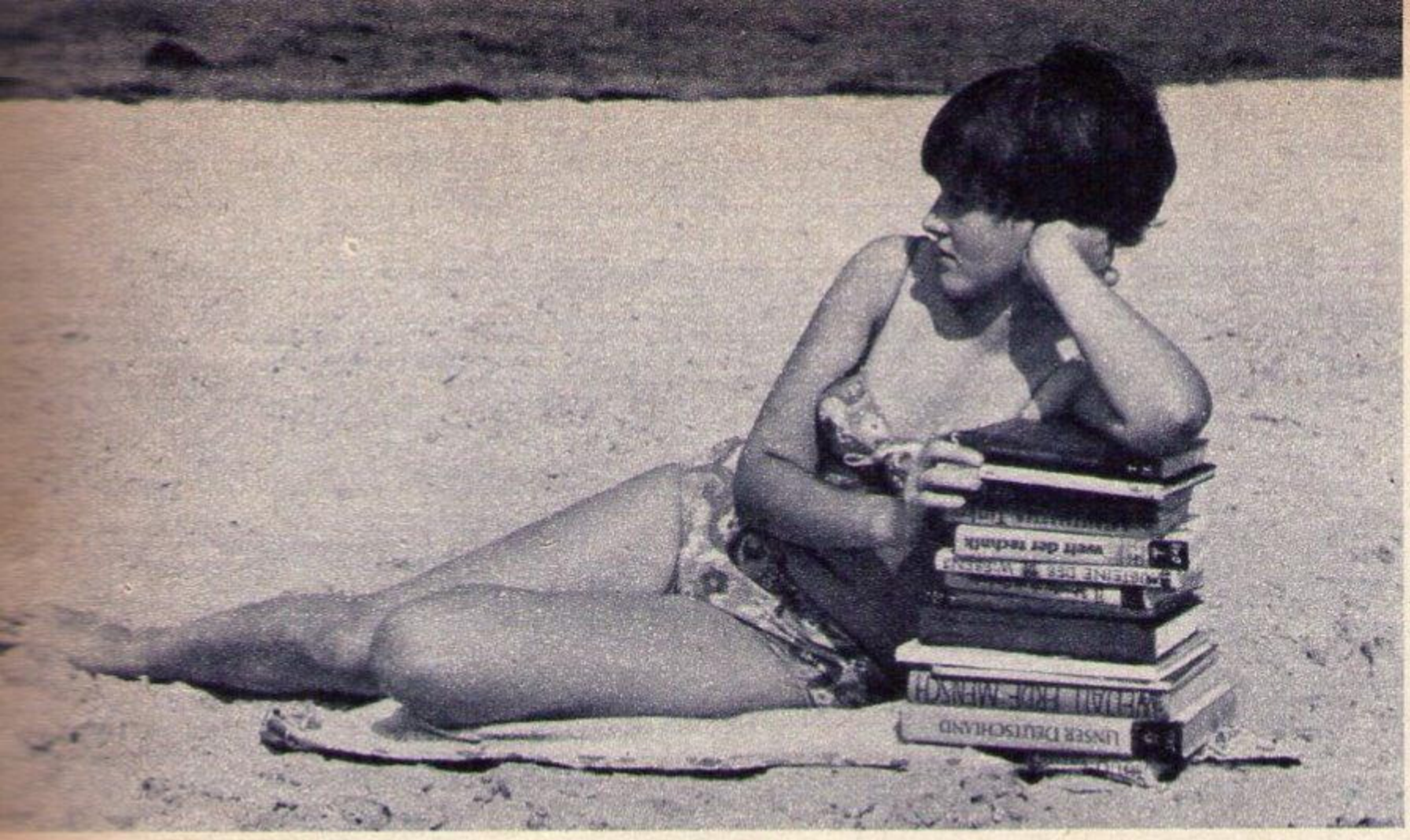


21 Kontradmirał
Konteradmiral
22 Wiceadmirał
Vizeadmiral
23 Admirał
Admiral



Die Dienstgradabzeichen der Polnischen Seekriegsflotte entsprechen nur zum Teil denen der Volksmarine

Flaschenpost



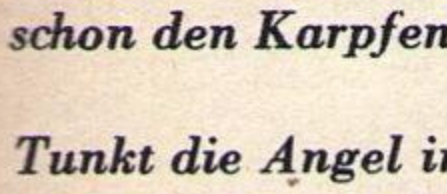
Hinter sich das weite Meer,
neben sich ein Meer an Wissen.
Da fällt die Entscheidung schwer.
Bücher sind kein Ruhekissen!

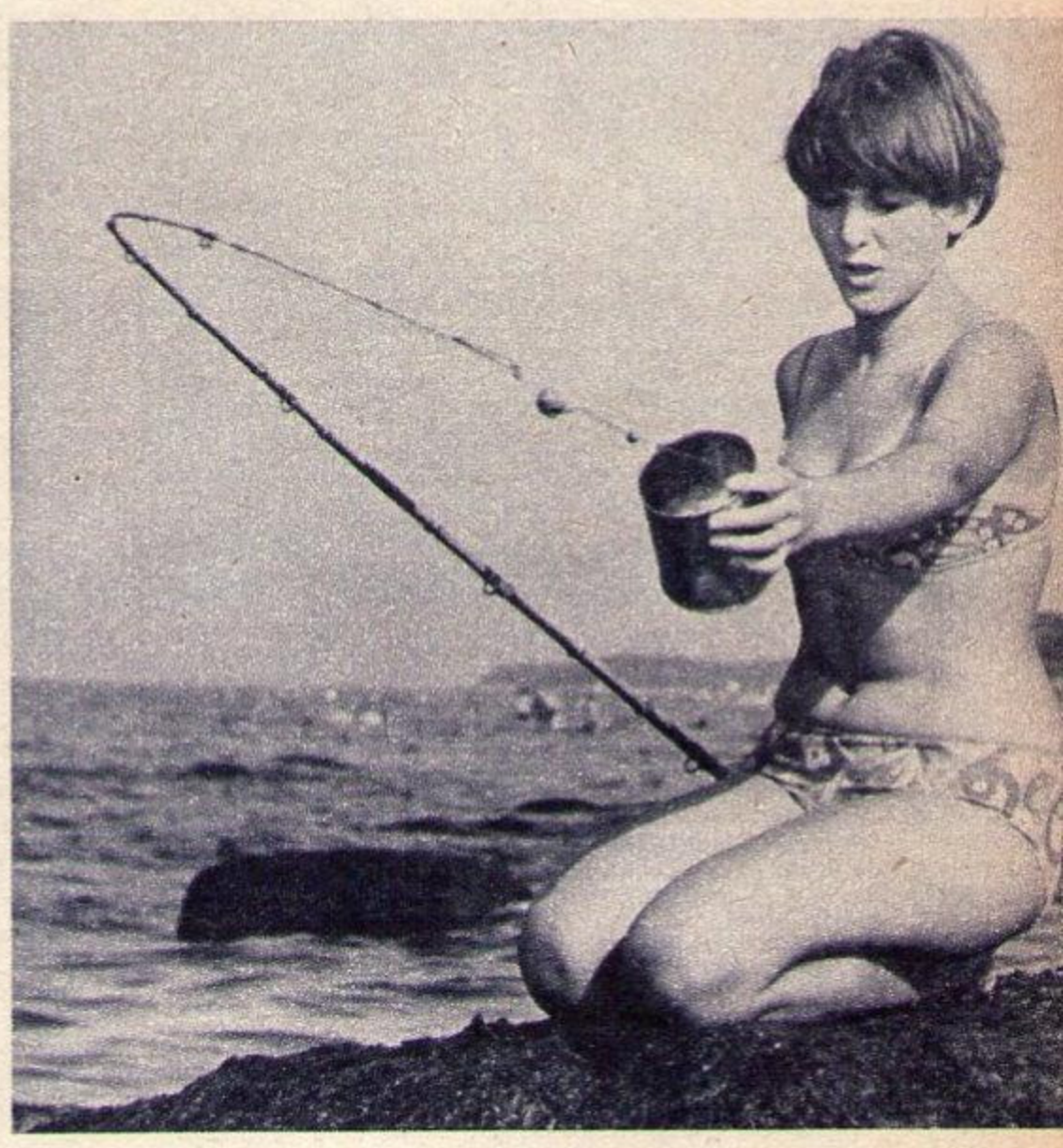
Weisheit angeln bringt Genuß,
und an Fleiß scheint's nicht zu mangeln.
Hin und wieder aber muß
man auch mal was andres angeln.

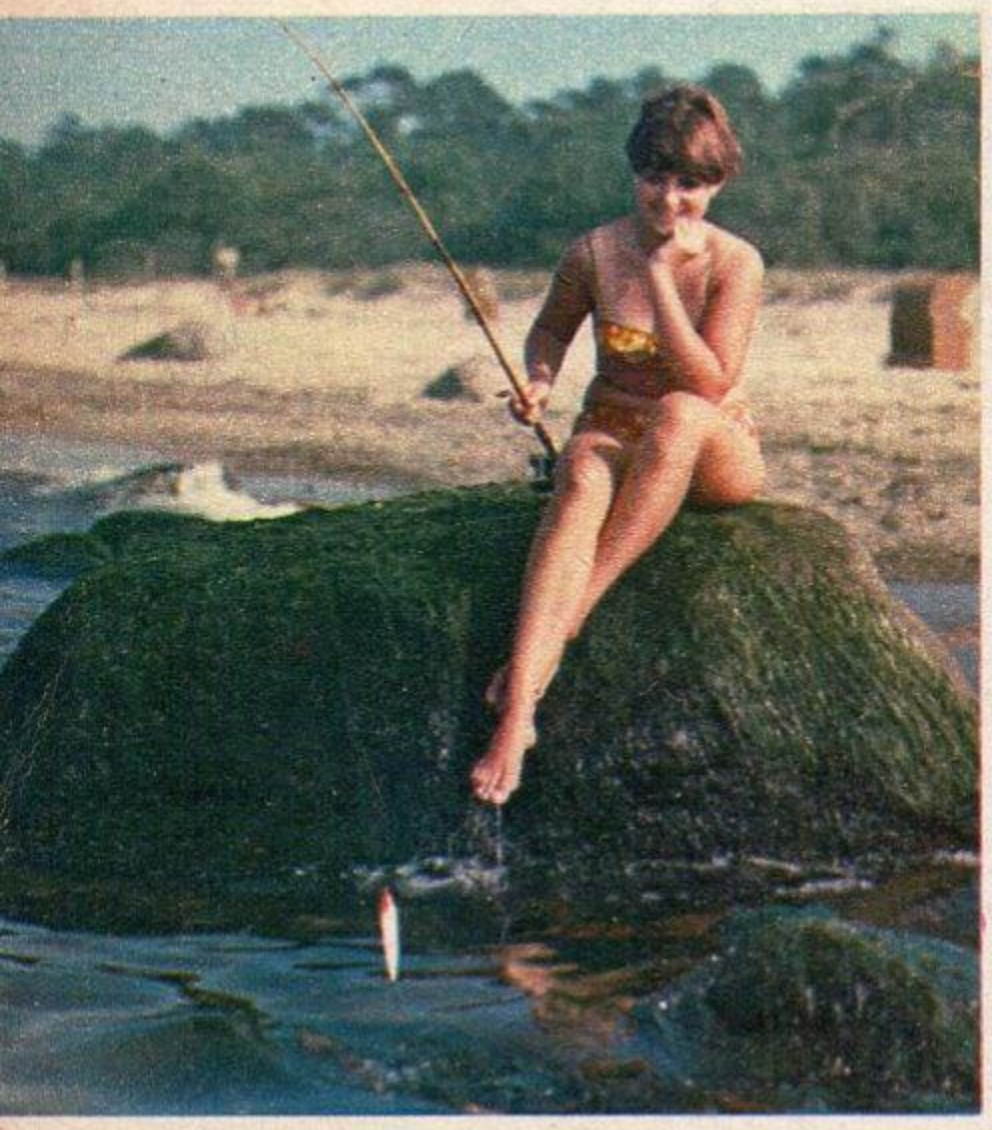
Gegen Bücherfakten sind
echte Fische kleine Fische,
und so sieht das hübsche Kind
schon den Karpfen auf dem Tische.

Tunkt die Angel in die Flut,
und gleich wackelt auch die Pose,
doch das erste Angelgut
ist nur eine leere Dose.

Das bringt sie nicht aus der Ruh,
und sie nimmt's dem Fisch nicht übel,
doch der zweite Angelclou
ist ein alter Gummistiebel.





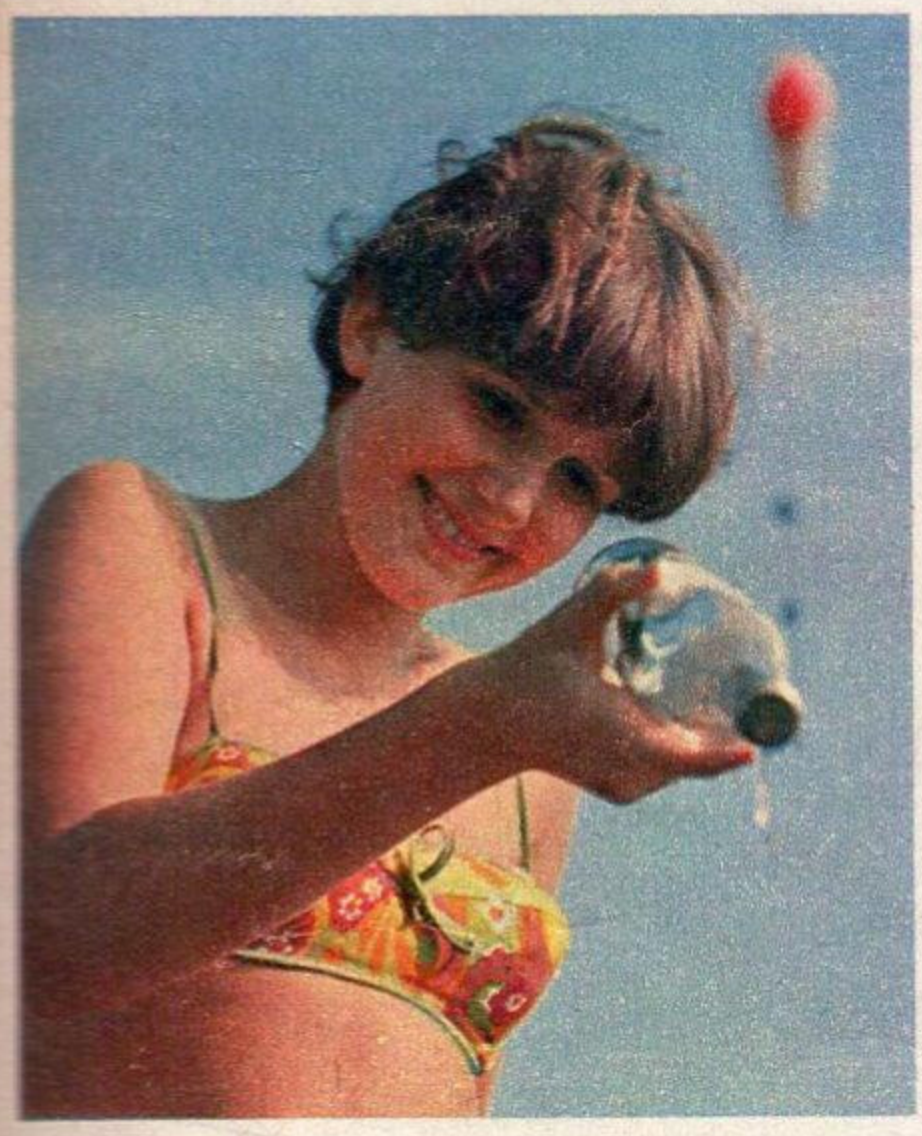


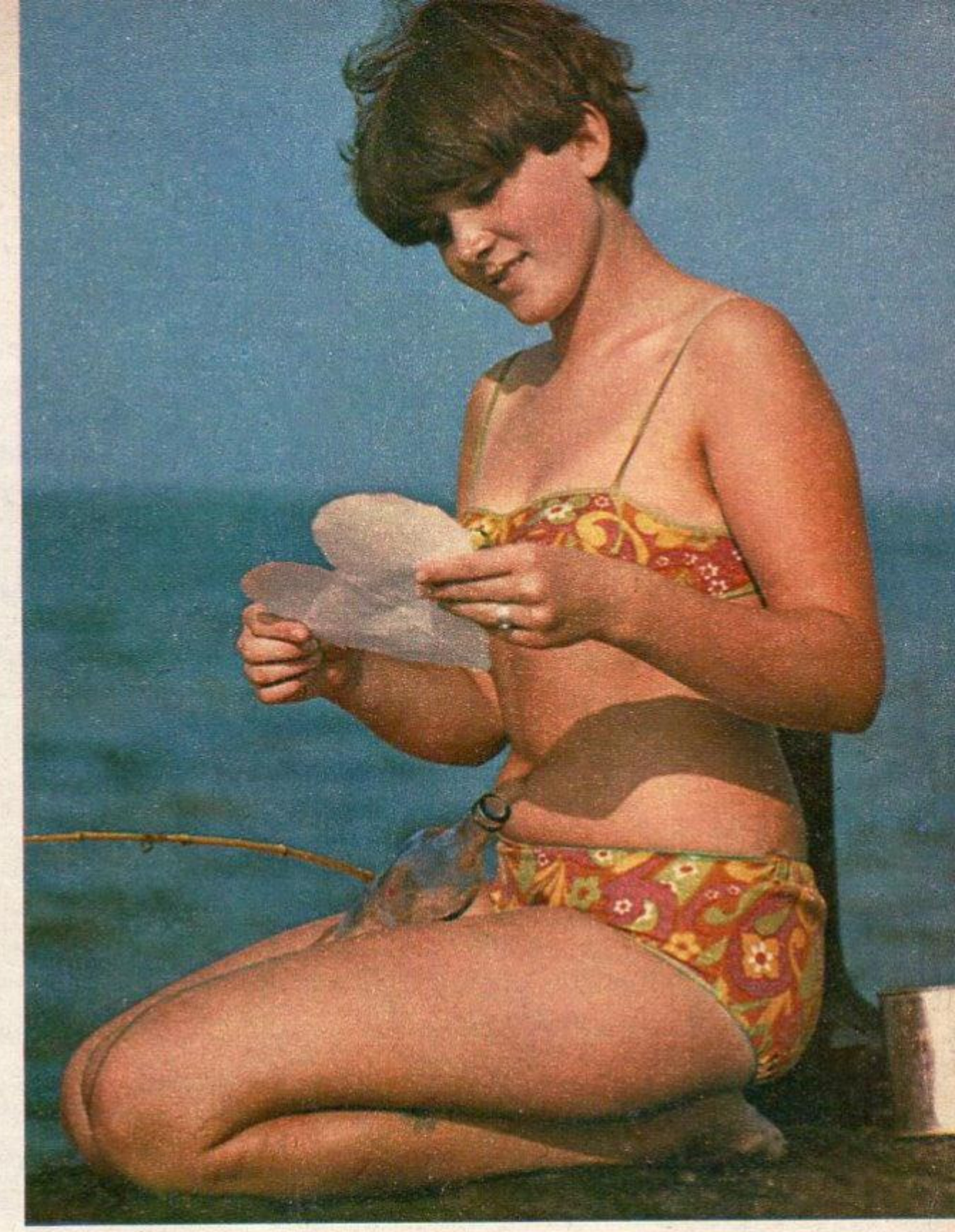
Und sie denkt sich: Wie fatal,
daß ich keinen Fisch erhasche,
stippt beherzt zum dritten Mal
und fischt eine alte Flasche,

Doch sieh da, wie interessant!
Sie enthält nach alter Sitte,
einen Brief von Seemannshand,
und darinnen steht die Bitte:

„SOS! Komm, rette mich!
Sonntag. Drei Uhr. Rote Rose.
Langweile mich fürchterlich.
– Ein vereinsamter Matrose!“

Und sie folgt dem Sehnsuchtsschrei
sonntags zur genannten Stunde.
Er ist da, sehnt sie herbei
und blickt fragend in die Runde.





Und in seiner Phantasie
sieht er Frauen dünn und dicklich.
Und dann steht sie vis-à-vis,
und er ist von Herzen glücklich.

Froh und freundlich wird sein Blick,
aus dem Antlitz weicht die Blässe,
denn es kam die Post zum Glück
an die richtige Adresse!

H. Krause

ARMEE Rundschau

HEFT 6
JUNI 1970
PREIS 1 MARK

3 Oberst Richter antwortet
4 Maßarbeit am Steuerknüppel
10 Der richtige Schritt
16 Postsack
19 Buch, Film
20 Sprung aus den Wolken
26 Meister von morgen? Meister des Morgen!
30 Militärtechnische Umschau
32 Die aktuelle Umfrage
35 Der Generalstabsplan scheiterte
38 Konzentratwürfel à la carte?
40 Minuten nur, und ich bin da!
44 Geistesflüge – Geist der Lüge
48 Sing ein Lied!
52 Anekdoten
54 Der Sekretär der Wachsoldaten
60 DDR – unser Vaterland
62 Frontlinie am 38. Breitengrad
68 Warum brannte die „Altalena"?
74 Typenblätter
79 Rührt euch!
81 Die Urkunde und die Fotos
86 Das Mini-Kernkraftwerk
88 AR international
90 Flaschenpost

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Hansjürgen Usczeck · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst A. A. Selenzow und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant d. R. Z. Flisowski, Warschau; Oberst J. Schaulow und Oberstleutnant L. Georgiew, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung (Preisliste Nr. 4) · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 1. April 1970

Fotos: Gebauer (20) Titel, S. 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 90, 91, 92, 93, Rücktitel; Klöppel (1) S. 2; Archiv (15) S. 15, 23, 24, 30, 31, 41, 63, 65, 74, 75, 86; Progreß (1) S. 19; Syndoman (3) S. 20, 23, 66; MBD (2) S. 22, 40; Schwarz (1) S. 27; Fensch (3) S. 28; ZB (10) S. 35, 36, 37, 39, 44, 46, 47, 61, 62, 64; MBD/Weiß (1) S. 38; MBD/Walzel (1) S. 42; Ackermann (1) S. 43; Barkowsky (8) S. 48, 49, 50, 51; MBD/Fröbus (7) S. 54, 56, 57, 58, 59; „Volkswacht" Gera (1) S. 60; Schirmer (1) S. 80.

STAR-Palette

Nicht wenige Neurologen meinen: Frauen haben bessere Anlagen zum Flugzeugführer als Männer. Möglich, daß einer der Beweise Monika Fleck-Schösser ist.

Als Monika 1961 vor einen gestrengen Flugmediziner tritt, wird sie als untauglich abgewiesen. Sie schluckt die Tränen der Enttäuschung. Daß sie die Nerven hat zu einem zweiten Versuch, wird belohnt, sie darf fliegen. Und sie fliegt im Segelflugzeug mit einem extra für sie angefertigten 13 Kilo schweren Bleikissen, so zierlich ist die junge Dame. Monika klettert 1965 nicht nur auf tausende Meter über den Meeresspiegel, sie ist im Begriff, auch das Sprungbrett zur Hochschulbildung zu erklimmen, das Abitur. Doch gleichzeitig soll die gute Segelfliegerin umsteigen ins Motorflugzeug.

Monika Fleck-Schösser

Die GST bildet eine Frauenmannschaft für den Motorkunstflug.

So fliegt Monika in dem halben Jahr der Vorbereitungen auf das Abitur, das sie mit „gut" besteht, die Silber-„C" des Segelflugs. Dazu gehören 5 Stunden Dauerflug, 50 km Streckenflug und einmal ein Höhengewinn von 1000 m. Zugleich vertieft sie sich in die Theorie vom Motorflug, wie Aerodynamik, Navigation, Flugzeugtechnik u. a. Hat das Mädchen noch Nerven? Sie hat sie und braucht sie. Selbst wertet die Deutsche Meisterin 1969 im Motorkunstflug solche angespannten Perioden als gutes nervliches Training für den Wettkampf, vor allem die unbekannte Pflicht. Auch zu den Weltmeisterschaften 1968 in Magdeburg ist es nicht anders. Doch Monika fliegt die Loopings, die Rollen und die Männchen virtuos. Für die DDR erkämpft sie den Vizeweltmeistertitel in der Pflicht. Den großen Triumph versagt ihr allerdings der Wettergott. Die Kürübungen, bei denen sie mit 500 Punkten im Vorsprung liegt, werden abgebrochen. Eine Weltmeisterin 1968 gibt es in dieser Disziplin nicht. Im kommenden Monat treffen sich in England die besten Flieger der Welt, um die neuen Meister zu küren. Dazu für Monika, die den Beruf eines Werbekaufmanns ausübt – Hals- und Beinbruch!

Raubeg

PAUL KLIMPKE:

Geständnisse